Ferne Stimmen.

Ferne Stimmen.

Erzählungen

von

Wilhelm Raabe.

(Jakob Corvinus.)

Berlin, 1865.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Inhalts-Verzeichniß.

Die schwarze Galeere.

Geschichtliche Erzählung.

I.

Auf den Wällen von Fort Liefkenhoek.

Es war eine dunkle, stürmische Nacht in den ersten Tagen des Novembers, im Jahre 1599, als die spanische Schildwache auf dem Fort Liefkenhoek, an dem flandrischen Ufer der Schelde, das Lärmzeichen gab, die Trommel die schlafende Besatzung wach rief, und ein Jeder — Befehlshaber wie Soldat — seinen Posten auf den Wällen einnahm.

Die Wellen der Schelde gingen hoch, und oft warfen sie ihre Schaumspritzen den fröstelnden Südländern über die Brüstungsmauern in's Gesicht. Scharf pfiff der Wind von Nordost, von den „Provinzen" herüber, und die Spanier wußten schon lange, daß aus der Richtung ihnen selten etwas Gutes komme.

Auch auf dem Fort Lillo, auf der brabantischen Seite des Flusses wirbelte die Trommel, klang das Horn: deutlich vernahm man durch das Getöse des Sturmes, durch das Brausen der Wasser fernen Kanonendonner, welcher nur von einem Schiffskampf auf der Westerschelde herrühren konnte.

Die Wassergeusen spielten ihr altes Spiel.

Was kümmerte dieses Amphibiengeschlecht der Sturm und die Finsterniß? Waren Sturm und Nacht nicht seine besten Verbündeten? Wann hätte je ein Wassergeuse das stürmische Meer und die Finsterniß gefürchtet, wenn es galt, seine Todfeinde zu überlisten, die Verwüster und Bedränger seines, den Wogen abgekämpften Vaterlandes zu vernichten?

Gräßlich aber war der Krieg ausgeartet.

Zweiunddreißig Jahre dauerte nun schon dieses fürchterliche Hin- und Herdrängen der kämpfenden Parteien, und noch war kein Ende davon abzusehen. Die Saat der Drachenzähne war üppig aufgegangen; wohl waren eiserne Männer emporgewachsen aus dem blutgedüngten Boden, und selbst die Frauen mußten verlernen, was Menschlichkeit und Milde sei. Es gab eine junge Generation, welche sich schon deshalb

nicht nach dem Frieden sehnte, weil sie ihn gar nicht kannte.

Und war der Krieg schrecklich auf dem festen Lande, so war er noch viel fürchterlicher auf dem Meere. Auf dem Lande konnten immer noch Gefangene ausgewechselt oder losgekauft werden; — Städte, Flecken und Dörfer konnten Brand und Plünderung abkaufen; auf der See gab es aber schon längst weder Pardon noch Ranzion. Für Barmherzigkeit wurde es geachtet, wenn man die gegenseitigen Gefangenen kurzweg niederstieß oder sie an den Raen aufhing und sie nicht langsam auf die grausamste Art zu Tode marterte, sie nicht auf dem Verdeck kreuzigte und mit dem genommenen Schiffe versenkte. —

Mit besorgter Aufmerksamkeit lauschten auf den Wällen von Fort Lieffenhoek Befehlshaber und Soldaten der Kanonade und theilten sich ihre Vermuthungen gegenseitig mit. Der Eine hatte diese Ansicht über die Kämpfenden, der Andere jene Ansicht; aber zuletzt ging anfangs leiser, dann aber bestimmter und lauter von Mund zu Munde das Wort unter den Soldaten:

„Die schwarze Galeere! wiederum die schwarze Galeere!"

Ein Jeder sprach zwischen Zorn und unheimlicher Beklemmung dieses Wort aus:

„Die schwarze Galeere!"

Gegen ein Uhr legte sich der Wind, und auch die Kanonade schwieg; aber zwanzig Minuten nach ein Uhr flammte es plötzlich in weiter, weiter Ferne, bluthroth, blitzartig über den dunkeln Wassern auf; das Leuchten zuckte über die Hunderte von bärtigen, wilden Gesichtern auf den Mauern von Liefkenhoek und Lillo, und eine halbe Secunde später folgte dieser Lichterscheinung der dumpfe Knall einer größern Explosion, womit das Gefecht zu seinem Ende gelangt zu sein schien, wie ein Trauerspiel mit einer Katastrophe endet. Man sah und hörte keine Anzeichen mehr, welche auf den Fortgang desselben deuteten. Obgleich die Besatzungen auf der spanischen Befestigung noch lange harrten und lauschten, vernahmen sie doch keinen Schuß mehr. —

„Nun, was haltet Ihr davon, Sennor Jeronimo?" fragte der Commandant von Liefkenhoek einen seiner Capitäne, einen ältlichen, dürren Mann mit

grauem Haar und Bart, mit Narben bedeckt vom Kopf bis zu den Füßen.

Der Angeredete, der bis jetzt ein wenig abseits von seinen Kameraden an der Brüstung gelehnt hatte, zuckte die Achseln.

„Fragt mich nicht danach, Sennor. Bei Gott und der heiligen Jungfrau, ich hab' es schon lange aufgegeben, über das zu grübeln, was uns dieser Krieg bringt. Der Panzer ist mir schier festgewachsen auf der Haut, und meinen Posten halt' ich bis zum letzten Tag; aber — damit auch genug."

„Ihr seid sehr barsch, Jeronimo," sagte der Commandant, der ein viel jüngerer Mann als der alte Krieger war, und erst kürzlich aus Castilien angekommen war in den Niederlanden, um den Gouverneursposten auf diesem Fort an der Schelde anzunehmen.

„Herr Oberst," sagte der Hauptmann Jeronimo, „seit manchen langen Jahren halte ich nun meine Stelle auf dieser Erdspitze und sehe die Wellen vorüberfließen. Ihr seid jung, Oberst, aber Euer Vorgänger war auch jung und edel. Hier stand er neben mir, an demselben Platz, wo Ihr jetzo stehet, voll

von jugendlichen Träumen und Siegeshoffnungen. Nun liegt er drunten unter den Wogen, und der, welcher ihm vorging, ist von einer Kugel gefallen bei Turnhout; er dachte auch siegesgekrönt heimzukehren in sein Schloß an der Tarata zu seinem jungen Weibe — bah! Und nun rechne ich an den Fingern zurück bis in das Ende des Jahres fünfzehnhundertfünfundachtzig, wo ich von Madrid zurück kam; — Sennor, damals glaubte auch ich noch an Sieg und Ehre in diesem Krieg. Ich habe aufgehört, daran zu glauben, und Ihr werdet's auch, Oberst, so Euch Gott das Leben schenkt."

„Ihr seid ein finsterer Träumer, Hauptmann! Aber sagt doch, in jenem ewig denkwürdigen Jahre waret Ihr in Madrid?"

„Ja."

„In jenem glorreichen Jahre, wo der große Prinz uns Antwerpen zurückeroberte?"

„Ja."

„So seid Ihr mit dem Alexander Farnese als Sieger in die Stadt eingezogen? O, Ihr Glücklicher!"

„Nein," sagte der alte Soldat finster. „Ich

bin nicht im Triumphzuge gewesen; man hatte mir einen andern Auftrag gegeben, um welchen man mich damals im Lager sehr beneidete. Ich war der Bote, welchen der tapfere Prinz mit der Nachricht von der Uebergabe der Stadt zu Don Philipp — Gott habe seine Seele gnädig — sandte."

„Ihr? Ihr, Hauptmann Jeronimo, durftet solche Botschaft dem König bringen; — o, dreimal Glücklicher. Bitte, erzählt davon, wir dürfen den Wall doch noch nicht verlassen."

Die andern Officiere der Besatzung hatten sich allmälig näher an den Commandanten und den Hauptmann herangezogen; jetzt bildeten sie als aufmerksame Zuhörer einen Kreis um die Beiden. Es war nicht häufig, daß man den alten Jeronimo zum Erzählen brachte.

„Was ist davon zu sagen?" hub der Hauptmann an. „In der Nacht vom vierten auf den fünften September fünfzehnhundertfünfundachtzig hielt ich meinen athemlosen Gaul an vor dem Schloß zu Madrid, — ich bin ein Kind der Stadt und kann Euch wohl sagen, Ihr Herren, daß mein Herz doch hoch schlug, als ich den Manzanares wieder einmal rauschen hörte.

Ich hatte von seinem Rauschen oft genug vor nicht langer Zeit im Feldspital, im Wundfieber geträumt. Und das erreichte Ziel, die stolze Botschaft, die ich trug, die Erwartung einer fabelhaften Belohnung, die ich träumte, trieben mir auch das Blut heftiger in den Adern um. Finsterniß und Grabesstille lagen auf der Burg und der Stadt; es war, wie ich nachher vernahm, am gestrigen Tage ein großes Auto da Fe gewesen, und die Bevölkerung schlief den Festestaumel aus; — Alles schlief, selbst der König Don Philipp. Die Wachen hielten mir die Partisanenspitzen auf die Brust in dem Augenblick, als mein erschöpftes Roß unter mir auf dem Pflaster zusammenstürzte. Ich war eben so athemlos vom letzten wilden Ritt, wie mein Pferd, aber doch hatte ich noch Kraft genug, zu keuchen: „Briefe aus Flandern! Briefe an den König! Briefe vom Prinzen Alexander von Parma! Victoria!" — Die Waffen senkten sich, Hofleute eilten herbei, fragten mich aus, und dann wurde ich durch die Hallen des Schlosses zu dem Schlafgemach unsers Herrn geführt. Mein Herz erzitterte wie meine todtmüden Glieder. Es schwamm mir vor den Augen, als ich in des Königs Kammer an dem Bette des

Königs kniete und ihm den Brief des großen Prinzen reichte. Auf seinen Ellenbogen gestützt, erbrach unser Herr, Don Philipp, das Schreiben, überflog es mit seinen scharfen, scheuen Augen — der Oberkämmerer hielt die goldene Lampe — in Ewigkeit vergess' ich das Gesicht des Königs nicht, das Zittern nicht, welches die gelblich-bleichen Züge überkam. Hoch auf richtete er sich von seinem Lager, hager und schwächlich, und stieß einen Ruf aus, der fast ein Schrei war:

„Antwerpen über! Antwerpen ist über!"

Und die Lampe in der Hand des Höflings fing auch an zu zittern. Aus dem Bette erhob sich der König; er stützte sich, ganz gegen die Etikette, dabei auf meine Schulter, die Schulter des einfachen, mit dem Staub und Schweiß der Wege bedeckten Soldaten. Die adligen Herren warfen ihm einen Rock um die Schultern; — seit der Nachricht vom Sieg bei Lepanto hatte solche Freudenbotschaft das Ohr des Monarchen nicht getroffen. Durch die Gänge des Schlosses eilte er schnellen Fußes an die Thür seiner Lieblingstochter, der Donna Clara Isabella Eugenia, klopfte, — was war der katholischen Majestät ihre

Etikette in diesem Augenblick? — an die Thür der Prinzessin klopfte er, öffnete sie ein wenig, schob den Kopf in das Gemach und flüsterte der schlaftrunkenen, erschreckten Tochter zu:

„„Antwerpen ist über! Antwerpen ist über, Donna Clara!““

Wie regte sich dann das Schloß, als die große Nachricht sich verbreitete. . . .“

„Und Ihr? Ihr, Sennor Jeronimo?“ fragte der Commandant von Fort Lieffenhoek seinen Hauptmann. „Was war Euer Lohn für solche freudige, glorreiche Botschaft?“

„Ja, was war Euer Lohn, Jeronimo? Ihr seid nicht Calatravaritter?“ fragten die andern Officiere.

„Nein, ich bin nicht Ritter vom Calatravaorden,“ antwortete der alte Krieger. „Und was meine Belohnung anbetrifft, nun, eine goldene Kette hing mir die katholische Majestät um und ein Obristenpatent gab man mir auch.“

„Ah!“ machte der Commandant, und die übrigen Befehlshaber drängten näher heran.

„Ja wohl,“ sagte der Alte, „ich verstehe wohl,

was Euer Blick sagen will, Sennor Colonnello; er will sagen: nun, und was steht Ihr hier jetzt als mein Untergebener, als ein armer, halbinvalider Söldner? Ist es nicht so?" fragte er und blickte im Kreise umher. „Nun, ich will's Euch auch sagen, da ich grad' am Erzählen bin. Knöpft die Ohren auf, junges Volk, es mag eine Lehre für Euch drin liegen. Am dreizehnten Julius fünfzehnhunderteinundneunzig schlug der Prinz Farnese sein Lager vor Fort Knodsenburg, Nimwegen gegenüber, es zu belagern; aber Gerhard de Jonge, der niederländische Befehlshaber, war ein tapferer Mann und machte uns blutige Arbeit. Ihn zu entsetzen, rückte auch Moriz von Oranien über Arnhem in die Betau und zog nach gelegtem Hinterhalt aus zur Recognoscirung vor unser Lager. Da ritten wir aus, sieben Cornetten, spanische und italienische Speerreiter gegen den Feind. Kann Euch sagen, wackere Ritter saßen auf: Francesco Ricelli, Alfonso Davales, Padilla, Jeronimo Caraffa, Decio Manfredi und Andere. Des Herzogs Leibcornette führte ich an dem Tage — Fluch sei ihm! Vorwärts gegen den Feind ging's, und eilends zog sich dieser zurück; bis — wir in den Hinterhalt fielen und auf-

gerieben wurden bis auf den letzten Mann. O heiliger Gott, dreißig Wunden, ehrliche Narben trug ich schon damals auf dem Leib, bei jedem Gefecht hatt' ich geblutet, und diesesmal — diesesmal, als alle Gefährten todt und wund das Feld deckten, blieb ich allein unverletzt. Des Herzogs von Parma sieghafte Standarte aber, die ich führte, blieb in der Hand des Feindes! Einen gestickten Christus trug sie mit der Umschrift: „Hic fortium dividet spolia." — Da ging meine Kriegerehre zu Grund. Am folgenden Tag riß man mir die goldene Ehrenkette ab, die mir Don Philipp gegeben hatte; meine Stelle bekam ein Anderer, Glücklicherer; ich durfte mich als gemeiner Söldner in der großen Masse verlieren; meinen Namen warf ich fort und nahm Dienste in einem deutschen Regiment, grau und gebeugt ward ich in einer einzigen Stunde; Hauptmann unter meinem jetzigen Namen auch wieder, und so — Euer Untergebener, Commandant, Euer Kamerad, Ihr Herren — wendet Euch nicht ab!"

Der Commandant von Fort Lieffenhoek reichte dem Erzähler die Hand und schüttelte sie stumm und herzlich; auch die Andern drängten sich, ihm die Hände zu reichen.

„Basta!“ sagte der Alte. „Was thut's, zuletzt ist's doch Alles einerlei. Wie viel Glanz, Ehre und Ruhm hab' ich verlöschen sehen — im Escurial schläft Don Philipp der Zweite; zu Parma liegt der große Prinz Alexander; — wo blieb Fernando Alvarez von Toledo, der Herzog von Alba? Wo blieb unser gewaltiger Feind Wilhelm der Schweigende?“ „Quo pius Aeneas, quo divus Tullus et Ancus?“ lachte ein junger Fähnrich, der eben erst der hohen Schule zu Salamanca entlaufen war; aber Niemand achtete seiner, und der Capitän Jeronimo fuhr fort: „Basta, Kameraden; ein Jeder thue seine Pflicht und halte sich für einen ehrlichen Mann! Sennor Commandant, laßt die Leute das Gewehr wegsetzen, die rothe Ruhr streicht sie Euch morgen sonst von der Musterrolle. Die Geschichte auf den Wassern dort drüben ist zu Ende — seine katholische Majestät Don Philipp der Dritte und seine Genuesischen Gnaden Signor Frederigo Spinola haben ein gutes Schiff weniger. Laßt die Leute schlafen gehen, Oberst; morgen werdet Ihr schon das Weitere und Nähere erfahren.“

„Ihr glaubt, Unglücksverkünder? Ach, Euer teuflisches Mißgeschick hat Euch den frischen Muth

all' zu sehr geknickt. Faßt Muth, wackerer Jeronimo."

Der Hauptmann zuckte nur die Achseln.

„Nun, es sei," sagte der Commandant. „Laßt die Zeichen geben, die Wälle zu verlassen. Nachher erwarte ich Euch Alle, meine Herren, zu einem Trunk Wein; es wird ja doch wohl Keiner von Euch mehr schlafen in dieser Nacht. Muth, Ihr Herren, und Spanien für immer!"

Die Officiere riefen das letzte Wort ihres Befehlshabers nach, aber doch mit ziemlich beklemmter Stimme. Dann wirbelten die Trommeln, und die Truppen zogen zurück von den Wällen des Forts Liefkenhoek.

Der Commandant blieb aber noch zurück, stützte seufzend die Ellbogen auf die Mauerbrüstung und legte das Kinn auf die Hände. So starrte er auf die Wasser und in die Nacht hinaus und murmelte:

„Er hat Recht; es ist ein leidig Ding um diesen Krieg. Vierzehn Jahre flattert nun wieder das Banner von Spanien auf diesen Wällen und auf den Mauern und Thürmen von Antwerpen; sind wir aber darum nur einen Schritt weiter in der Besiegung

dieses heldenmüthigen, starrköpfigen Volkes? Welche Männer haben auf dieser winzigen angeschwemmten Erdscholle gekämpft und geblutet! Welche Männer haben gekämpft um diesen Fleck! Wie leuchtende Sterne glänzen durch die Zeiten die Namen von Freund und Feind, die Namen Alexander Farnese, Mansfeld, Mondragone, Johannes Pettin von Utrecht, Aldegonde, Gianibelli, Johannes Baptista Plato, Barrai, Capisucchi, Olivera, Paz, La Motta, Delmonte und hundert Andere. Tausend und aber tausend Ungenannte liegen dort unter dem Sande, unter den Fluthen; — wie viele werden noch darin versinken?"

Die Besatzung hatte sich längst zurückgezogen und man vernahm nichts mehr auf dem Wall von Fort Liefkenhoek, als den Ruf und Schritt der Ronden und das Brausen der Wogen und des wiedererwachenden Sturmes.

Nochmals umschritt der Commandant seine Mauern und schärfte den verdoppelten Wachen ein, ja gute Wacht zu halten; dann stieg auch er hinab und suchte seine Wohnung auf, wo er seine Officiere, seiner Einladung gemäß, Alle bereits versammelt fand. Nur

der Hauptmann Jeronimo fehlte; er pflegte immer zu fehlen bei den Gelagen seiner Kriegsgesellen; man ließ ihm gewähren, bedauerte ihn und scherzte und lachte über seine Prophezeiungen.

Der Alte hatte aber doch Recht! Wohl hatten in dieser Sturmnacht der katholische König und Friedrich Spinola von Genua ein wackeres Schiff verloren. Der nächste Morgen warf die verkohlten Trümmer der Immacolata Concezione an die Dünen von Südleveland dem ketzerischen Volk vor die Füße, und die Abendfluth trug mehr als eine verstümmelte Leiche mit der hispanischen Feldbinde zu den Mauern von Fort Bats. Die schlimme Voraussetzung des Capitäns Jeronimo war eingetroffen, die Wassergeusen hatten den Sieg behalten in dem nächtlichen Gefecht.

II.

An Bord des Andrea Doria.

In die Stadt Antwerpen brachten Fischer die Botschaft von dem nächtlichen Vorgang und groß war darob, je nach der Parteistellung, der heimliche Jubel oder die laute Wuth der Bevölkerung.

Auch in der Stadt lief baldigst durch das Volk der Name der „schwarzen Galeere“ und wurde mit mehr oder weniger Zuversicht mit dem geschehenen Unheil in Verbindung gebracht.

Wer konnte in solcher Sturmnacht, wie die vergangene war, solche That anders gethan haben, als die schwarze Galeere?

Auf den Plätzen, in den Gassen, in den Werkstätten, in den Kirchen, auf dem Rathhause und in der Citadelle wurde das Wort gehört. Auf den Kriegs=

und Handelsschiffen, die am Kai, dicht an den Häusern und Mauern der Stadt vor Anker lagen, lief es um. Ueberall, wie gesagt, sah man Bestürzung oder geheimes Frohlocken auf den Gesichtern.

„Die schwarze Galeere! die schwarze Galeere!“ —

Das war Frederigo Spinola, ein edler Genueser Patrizier, ein unternehmender Sohn des berühmten Geschlechtes jener reichen Republik, welcher mit dem König von Spanien, Philipp dem Dritten, einen Vertrag abgeschlossen hatte, für den Dienst der katholischen Majestät eine Flotte gegen die niederländischen Rebellen auszurüsten und dieselbe in die Nordsee zu führen. Alle Beute, alle Schiffe, welche den Ketzern abgenommen wurden, waren Eigenthum des Admirals Frederigo, und so fuhr er mit einer bedeutenden Anzahl Galeeren und Galeonen, bemannt mit sechszehnhundert kühnen Männern, aus von Genua, schiffte durch die Straße von Gibraltar, umfuhr das Cap Finisterre, nahm im Busen von Biscaya eine große Anzahl verwegener biscayischer Piraten und Caper in sein Schiffsgefolge auf, desgleichen eine große Anzahl Dünkirchner Freibeuter und erschien am 11. September 1599 im Hafen von Sluis, wo er Anker warf,

und von wo aus er seine Thätigkeit in dem nordischen Meer begann.

Zum ersten Mal wurden die Wellen der Nordsee von diesen romanischen Ruderfahrzeugen gepeitscht, deren sich bis dahin nur die Anwohner des mittelländischen Meeres bedient hatten. So kam es, daß anfangs die selbst wackern, nichts fürchtenden seeländischen Schiffsleute den Schrecken des Unbekannten fühlten, vor diesen italienischen Galeeren, die gleich riesenhaften Wasserkäfern mit hundert Ruderfüßen die Wogen schlugen.

So machte Frederigo Spinola anfangs ein vortreffliches Geschäft und gewann manch' reichbeladenes Kauffahrteischiff, manch' armes Fischerboot den Niederländern ab; bis der erste Schrecken von den Letztern überwunden war, und sie es wagten, den neuen Feinden kühner an den Leib zu gehen. Ein zahlreiches Geschwader sandten die Generalstaaten aus, und in einem heißen Gefecht ward nicht nur eine große Anzahl der feindlichen Caper vernichtet, sondern sogar auch eine der schrecklichen Galeeren genommen.

Im Triumph brachte man das merkwürdige Schiff nach Amsterdam, und hier wurde nach diesem

Modell ein ähnliches Fahrzeug gebaut und mit den kühnsten Herzen und Händen bemannt. Drohend schwarz war seine Farbe und bald genug wurde die — schwarze Galeere den Spaniern und dem Admiral Frederigo Spinola schrecklich. Die Spekulation des Genuesers trug von da an nicht mehr so gute Früchte, wie im ersten Anfang. —

So war die schwarze Galeere kein Geisterschiff, kein Gespensterschiff, sondern ein Ding von Holz und Eisen, und seine Bemannung war auch keine Gespensterschaar. Wesen von Fleisch und Blut kletterten in den Tauen, richteten die Segel, luden die Drehbassen, schlugen die Lunten auf und enterten die feindlichen Schiffe mit dem wilden Geschrei:

„Lieber Türk als Pfaff!“ — — —

Ueber die schwarze Galeere unterhielt sich auf den Plätzen und in den Gassen der großen Handelsstadt Antwerpen das Volk, und jeder Nachbar wollte Genaueres wissen über das Gerücht, daß das treffliche Ruderschiff, die unbefleckte Empfängniß, gestern Nacht durch die Seeländer in die Luft gesprengt worden sei.

Dann wurde es allmälig wieder Abend; ein

dichter Nebel stieg auf von der Schelde und legte sich über die ganze Stadt Antwerpen. Die Lichter am Kai schimmerten röthlich durch den Dunst, feucht träufelte es aus dem Tauwerk der Galeone Andrea Doria, welche dicht unter den Mauern und Häusern am Kai vor Anker lag, und auf deren Deck der Capitano Antonio Valani, ein junger Mann von ungefähr dreißig Jahren, in seinen Mantel gehüllt, auf- und abschritt; während die Wellen des Flusses leise klatschend den Bauch seines Schiffes umspülten, und von dem Kai und der Stadt her noch dumpf das Getöse der regen Bevölkerung hersummte.

Eben hielt der Capitän in seiner Wanderung ein, und starrte nach den Lichtern der Stadt, die über die Mauer schimmerten, hinüber, als an seiner Seite sein Lieutenant Leone della Rota, ein Jugendfreund aus der Strada Guilia, erschien und ihm die Hand auf die Schulter legte:

„So in Gedanken, Antonio?"

Der Angeredete blickte fast erschreckt in die Höhe.

„Ah, Du bist's, Leone! Nun, bringst Du eine Nachricht von draußen?"

„Ja! aber leider eine sehr schlechte. Sie ist vom

Fort Liefkenhoek an den Admiral gekommen; die Geschichte von der vorigen Nacht ist wahr. Die Immacolata hat der Teufel geholt, Schiff und Mannschaft, Mann und Maus. Nur der Cajütenjunge ist bei Fort Bats auf einer leeren Wassertonne lebendig an das Land geritten. Da hat's großen Jubel unter den Ketzern gegeben und die seeländischen Weiber — schauderhaft häßliche Creaturen, Antonio, — haben den Burschen fein säuberlich abgetrocknet und ihn — mit einem gottverdammten Compliment hierher an seine Excellenz, den Gouverneur, geschickt. Sie haben ihn oben auf der Citadelle gehabt; na, wir werden wohl bald vom Admiral Nachricht erhalten."

„Gott gebe es," rief der Capitän des Andrea Doria, unwillig sein Deck mit dem Fuß stampfend. „Leone, ich halt's nicht mehr aus, hier so müßig vor Anker zu liegen!"

„Müßig?!" lachte der Schiffslieutenant. „Nun, beim schönen Leib der Venus, das wüßte ich doch nicht. Ich sollte denken, wir hätten die Zeit, welche wir hier vor Anker liegen, doch nicht so ungenutzt verstreichen lassen. Corpo di Bacco, was für eine stolze Eroberung hab' ich gemacht an der feisten Signora, dort

in der Taverne zum Wappen von Alcantara. Ich bitte Dich, Antonio."

„Du nimmst das Leben noch leicht, Leone!" sagte der Capitän seufzend.

„Ohime," lachte der Lieutenant, „fasse Dich doch an Deinen eigenen Busen, Freund, und sing mir nicht solche Phrasen vor. Ah, wende den Blick nicht so kläglich seufzend weg von mir. Bitte, schau' meinem Finger nach, — dort, sieh', jenes Licht dort über der Stadtmauer — in jenem Eckfenster! Folge nur meinem Finger, — siehst Du es? Ohe, Antonino, Antonello, Capitano, Capitanino, wer wohnt dort? Sag' mir, wer hat jenes Lichtchen angezündet? Ist es nicht das süßeste Kind, welches dieses hyperboräische Land, ich sollte sagen, dieser hyperboräische Sumpf, jemals, so lange es hier regnet, und das ist sehr lange, wie mir däucht, — hervorgebracht hat? He, ist nicht Antonio Valani, Capitän dieser guten Galeone Andrea Doria, mit Leib und Seele den zwei blauen Augen und den blonden Haarflechten dieser bella Fiamminga verfallen? . . . wieder ein Seufzer? o Antonio, Antonio, bei unserer lieben Frau von Cythere, Du bist doch ein gar trübseliger Gesell'!"

Unwillig wandte sich der Capitän ab.

„Ach laß mich, Leone; — bitte, geh' zu Deiner fetten Signora. Ich gebe Dir Urlaub für die ganze Nacht, bis zum ersten Hahnenschrei, daß ich Dich und Deinen losen Mund nur los werde vom Schiff. Geh', ich bitte Dich, gehe und quäle mich nicht länger durch Dein heiteres Gesicht. Wahrhaftig, ich gönne Dir das leichte Blut und den lustigen Lebensmuth; aber nun laß auch mir die einsame Stunde, wenn Du mein Freund bist. Es sieht wüst in mir aus!"

„Antonio," sagte der Tenente ernster, „Antonio, bei meiner Ehre, ich wollte Dich nicht quälen. Die dicke Wirthin im Wappen von Alcantara mag warten und nach der Thüre lugen, so lang' es ihr beliebt; — ich gehe nicht. Was Teufel, sprich, Carissimo, wie steht's mit Dir? Vertraue mir, was Dich drückt! die böse Nachricht aus der Westerschelde ist's nicht; — vertraue mir, sollte es wirklich Wahrheit sein, was ich für Scherz nahm und scherzhaft behandelte? Solltest Du im Ernst den Banden der blonden Zauberin verfallen sein?"

Der Capitän Antonio seufzte hier recht tief, ohne zu antworten, und Leone fuhr fort:

„Und sie spielt die Grausame gegen Dich? Gegen Dich, den Liebling aller Damen in der Strada Balbi und in allen übrigen Straßen, Gassen und Sackgassen unserer lieben Vaterstadt Genova superba? Bei der Beherrscherin von Pathos, das verdient Strafe, die härteste Strafe. O, diese liebreizende Barbarin! ... Antonio Valani, Vorgesetzter und Freund, mit Schwert, Herz und Kopf steh' ich zu Deiner Hülfe neben Dir. Was wollen wir thun, das süße Kind Dir zu gewinnen?"

Was darauf gesprochen wurde zwischen dem Capitän und seinem Lieutenant, wurde unterbrochen und ging verloren in dem Anruf des wachhabenden Schiffssoldaten an der Laufplanke; Trommelwirbel erschallte vom Kai herüber, Fackeln leuchteten, Waffen blitzten. Der Admiral Friedrich Spinola kam nachzuschauen, wie es aussah auf dem Andrea Doria und den übrigen Schiffen seiner Flotte unter den Mauern von Antwerpen. Er befand sich in der übelsten Stimmung, wie Antonio und Leone wohl merkten, als sie zu seinem Empfange herbeieilten. Sehr grimmig stampfte der Signor Frederigo einher im Kreise seiner Capitäne, die sich an Bord des Andrea Doria um ihn versammelten. Der unglückliche Kampf der letzten Nacht lag

ihm schwer auf der Seele. Ging das so fort, so fiel das Geschäft keineswegs so lohnend aus, wie es aussah auf dem Pergament, auf dem Vertrage, auf welchem Don Philipp der Dritte von Hispanien sein Yo el Rey über die Unterschrift des Genueser Nobile's gesetzt hatte.

„Hinaus mit Euch Allen!“ schrie Don Frederigo im Kreise seiner Capitäne wüthend, „hinaus in die See, und fangt mir diese verruchte schwarze Galeere. An ihre eigenen Raen knüpft mir die ganze Mannschaft, und die Hölle habe ihre Seelen. Cospetto, morgen mit Tagesanbruch lichten die Anker die vier Galeeren, die hier noch vor Anker liegen. Hört Ihr, Signori? Der Andrea Doria bleibt allein noch hier und erwartet nähere Befehle. Hört Ihr, Ihr Herren von den Galeeren, — morgen früh. Botschaft ist schon nach Sluis an die dortigen Befehlshaber gegeben, ebenfalls mit allen freien Schiffen in See zu gehen. Die schwarze Galeere — bringt mir die schwarze Galeere oder der Satan —“

Abstampfte der Admiral, den Rest seine Rede verschluckend, und die Capitäne schauten sich gegenseitig mit Grimassen an und dem Admiral nach:

„Diavolo — das war spanischer Pfeffer! — Auch eine Arbeit, die leichter zu bereden als zu thun ist! — Nun, Ihr Herren? — die schwarze Galeere! — Gestern habt Ihr ja wohl Euren Koch gehängt, Francisco? — Ja wohl, Schade d'rum! — Sluis! — Spinola! — schwarze Galeere!" so ging das an Bord des Andrea Doria durch einander, bis endlich ein Befehlshaber nach dem andern sich entfernte, um die Vorbereitungen für die morgende Abfahrt zu treffen.

Antonio Valani und Leone della Rota fanden sich erst nach geraumer Zeit wieder allein auf ihrem Verdeck.

„Also die Andern segeln, und wir bleiben hier? Auch gut!" sagte Leone. „Gehen wir also auf unsere eigene Jagd aus, Antonio, vor Allem aber gehen wir jetzt zur Taverne. Ausführlich sollst Du mir dort Alles erzählen, was Dein Verhältniß zu der holden Flamländerin betrifft."

„O nicht doch, Leone! laß mich!"

„Nein, nein; Du sollst und mußt. Ich will Dich heilen, Carina; ich bin ein guter Arzt in solchen Leiden. Manch Einer hat's erfahren, und Du sollst es auch erfahren, Tonino."

Widerwillig ließ sich der Capitän fortziehen von seinem Schiff. Unmuthig folgte er dem Luogotenente durch die Gassen von Antwerpen zur Taverne zum Wappen von Alcantara, wo die dicke Wirthin sich in den lustigen Leone della Rota verliebt hatte, und der Schatz freie Zeche und — freies Quartier hatte, so oft es ihm angenehm schien. Es war ihm aber sehr oft angenehm und gelegen.

III.

Jan und Myga.

In einem der hohen Giebelhäuser hinter der Stadtmauer am Kai von Antwerpen saß am folgenden Abend Myga van Bergen neben ihrer kleinen Lampe, ganz in Trauer gekleidet, — die Tochter des weiland so reichen und angesehenen Kaufmanns Michael van Bergen, von dem es jetzt heißen konnte: Supremum diem obiit, senex et pauper.

Wie wenn ein Sack voll neugeprägter Goldstücke ausgeschüttet wird, so klang vor fünfzehn oder zwanzig Jahren die Firma van Bergen und Norris Jedermann in's Ohr. Eins der reichsten Häuser des reichen Antwerpens repräsentirte diese Firma. Auf allen Meeren schwammen ihre Schiffe, ihre Waarenhäuser waren voll der köstlichsten Schätze Indiens und Amerika's; ihre Schreibstube war voll emsiger

Schreiber. Ja, vor zwanzig Jahren hättet Ihr auf der Börse oder im Haus der Oosterlinge, der großen Hansaniederlage, nach der Firma van Bergen und Norris fragen sollen; — wahrlich guter Bescheid würde Euch zu Theil geworden sein.

Nun aber war Johann Geerdes Norris längst gestorben zu Amsterdam, und vor vierzehn Tagen war ihm zu Antwerpen sein ehemaliger Compagnon in das Grab gefolgt, als Bettler.

Hättet ihr jetzt an der Börse oder im Hause der Hansa nach der Firma van Bergen und Norris gefragt; man hätte Euch Eure Frage vielleicht mehr als einmal wiederholen lassen und dann den Kopf geschüttelt. Wer kannte jetzt noch die Firma van Bergen und Norris? Nur die ältesten Kaufleute und Makler wußten sich ihrer noch zu erinnern.

Wie war das gekommen?

Die Antwort darauf ist leicht zu finden. Als das Haus van Bergen und Norris in seinem höchsten Glanze strahlte, regten sich thätig zweimalhunderttausend Einwohner in den Mauern von Antwerpen; jetzt waren dieselben auf achtzigtausend zusammengeschmolzen. Genügt Euch das?

Werfen wir einen Blick zurück in die vergangenen Tage!

Das war am zwanzigsten August des bösen Jahres fünfzehnhundertfünfundachtzig. An diesem Tage hielten die Reformirten ihren letzten Gottesdienst in der Kathedrale. Nach der Capitulation, welche die Stadt mit ihrem gewaltigen Dränger, dem Prinzen Alexander von Parma, abgeschlossen hatte, sollte am folgenden Tage der Katholicismus wieder Besitz nehmen von dem Heiligthum unserer lieben Frau, das er so lange den Ketzern hatte überlassen müssen.

Es war ein feierlicher, seltsamer Augenblick, als nun an diesem zwanzigsten August nach der letzten protestantischen Predigt die Tonwogen der protestantischen Orgel verrollten. Eine tiefe Stille trat ein, das Volk saß mit gesenkten Häuptern und betete leise und brünstig. Dann aber brach es aus — ein Ton halb Seufzer, halb unterdrückter Wuthschrei — langhallend — Schmerz und Ingrimm! Ein Rauschen entstand, von den Sitzen erhob sich die Versammlung und stürzte wild und wirr gegen die Kirchthüren, gegen die hohen Portale, welche der katholische Theil der Bevölkerung bereits umlagerte.

Triumph und Niederlage!

Mönche aller Orden drängten sich lächelnd oder exaltirt den gedemüthigten, still weinenden oder grollenden Ketzern in den Weg, ihre Rosenkränze frohlockend erhebend.

Wie lange war es her, seit sie vor dem Rufe: „Papen uyt! Papen uyt! die Pfaffen fort! fort mit den Pfaffen!" diesen selben Ketzern hatten weichen müssen?

So wechseln die Geschicke der Menschen, so wechseln Triumphe und Niederlagen im Kampfe der Geister.

Am zwanzigsten August bestand noch in voller Kraft und großem Ansehen das Handlungshaus van Bergen und Norris; — am siebenundzwanzigsten August löste sich die Firma. Alexander Farnese zog mit großem Pompe in die gewonnene Stadt ein; Jan Geerdes Norris verließ sie mit seinem zehnjährigen Söhnlein und vielen Andern, welche die spanische Gewalt nicht ertragen wollten. In der Stadt zurück blieb Michael van Bergen mit seinem sechsjährigen Töchterchen. Jeder der beiden Compagnons handelte nach seinem Charakter; der starkmüthige,

zornmüthige Norris und der ängstliche, weiche van Bergen. Der Eine trotzte dem Verhängnisse, so lange es ging, und wich, als der Kampf entschieden war, an dieser Stelle, um ihn anderswo wieder aufzunehmen. Der Andere beugte sich den Verhältnissen und litt schweigend, was er nicht zu ändern vermochte.

Doch das ist lange vorüber, und unsere beiden Helden sind nicht Geerdes Norris und Michael van Bergen; sondern Jan Norris und Myga van Bergen, die Kinder der einst so berühmten Firma.

In was für einer schreckenvollen, verwüsteten, grauenhaften Welt hatten die beiden Armen das Licht erblickt! Wie oft waren die Wiegenlieder der Mutter, durch das Krachen des Geschützes nah und fern, zum Schweigen gebracht. Wie oft hatten die Väter Söhnchen und Töchterlein niedersetzen müssen von den Knien, weil die Nachtglocke sie hinausrief auf die Wälle oder zum Rathhaus!

Arme kleine Wesen! Niemals hatten sie gleich andern, in glücklicheren Zeiten geborenen Kindern gefahrlos in schattigen Wäldern, auf grünen Wiesen sich umhertummeln dürfen. Niemals hatten sie die blauen

Kornblumen, den rothen Feldmohn vom Rande der Ackerfelder zum Kranze winden dürfen.

Die Wälder füllten ja die streifenden Parteien des katholischen Königs, die wilden Rotten der Waldgeusen, das rechtlose, heillose, versprengte Gesindel aller Völker Europa's.

Auf den grünen Wiesen schlugen die Heere Spaniens, die Söldnerhaufen aus Deutschland, England, Frankreich, Italien, die Krieger der Provinzen, des Prinzen von Oranien ihre Hütten und Gezelte auf.

Die Kornfelder fielen, noch ehe die goldene Frucht reifte, noch ehe die rothen und blauen Blumen blühten, den Rossen und Fußtritten der ziehenden Heerschaaren zum Opfer.

Wo war ein friedliches Fleckchen zu finden auf diesem zertretenen Erdenwinkel, welchen der König von Spanien sein Eigenthum nannte?

In den engen dunkeln Gassen der Stadt Antwerpen hinter den hohen Mauern, Wällen und Thürmen Paciotti's hatten die armen Kinder ihre Spielplätze, und oft genug waren auch diese unsicher und gefahrbringend. Oft genug verwandelten sich die Häuser der Bürger in Kerker, in welchen die

Bewohner sich selbst einschließen, in welchen sie ihre eignen Kerkermeister sein mußten, um sich vor dem draußen umgehenden Unheil zu schützen.

Ganz anders mußte sich die Weltanschauung dieser beiden Kinder als anderer glücklicherer gestalten, und manche schöne Blüthe wurde durch das finstere, kalte Gewölk, das über den Zeiten hing, in der Knospe erstickt und vernichtet.

Wie oft sahen Jan und Myga, während der ganzen langen Belagerung des Prinzen von Parma, von den Fenstern aus, in welchen sie ihre bunten Puppen und Thiere aufstellten, den Krieg mit seinen Schrecken in der Gasse vorüberziehen.

Ein Paar sollten Jan und Myga werden, hatten die Väter und Mütter unter sich ausgemacht, als die große Firma van Bergen und Norris noch stand. Als die Capitulation zwischen dem Prinzen Alexander und der Stadt aber unterzeichnet wurde, zerriß in seinem Sinn Jan Geerdes Norris den Vertrag über das Hochzeitsbündniß seines Söhnleins mit dem Töchterlein seines Compagnons Michael van Bergen. Die Ehefrauen der beiden Handlungsherren waren damals bereits Beide todt.

Am siebenundzwanzigsten August fünfzehnhundertfünfundachtzig wurden die beiden Kinder von einander getrennt, und der zehnjährige Bube, das sechsjährige Mädchen schluchzten bitterlich darob; aber es war Krieg, und der Krieg trennt wohl noch viel grausamer Herz von Herzen. Man hielt sich versichert, daß die beiden Kinder ihre ersten Jugenderinnerungen bald genug vergessen haben würden.

Wir wollen sehen, ob dem so war. —

Die Jahre sind vergangen, — todt ist Johann Geerdes Norris, todt ist Michael van Bergen, nachdem sein Reichthum vergangen ist wie Schnee an der Sonne.

In ihrem Stübchen hinter der Mauer am Kai zu Antwerpen saß Myga in ihren schwarzen Trauerkleidern, — ein wunderholdes Jungfräulein, noch gar bleich von den langen Nachtwachen am Bette ihres sterbenden Vaters. Sie spann, — ihre Augen waren voll Thränen und ihr Herz voll unausgeklagter Schmerzen und Sorgen. Seit dem Tode ihres Vaters war das arme Kind ganz einsam in der großen Stadt, in einer so wilden Zeit, wo die Schwachen fast rechtlos jeder Unterdrückung, jedem Uebermuthe preisgegeben waren.

Ganz verlassen war Myga van Bergen?

Armes Kind! — daß sie nicht ganz verlassen war, gehörte auch mit zu den Sorgen Myga's.

Wohl kümmerte sich noch Jemand um das Kind Michael's van Bergen, wohl wußte die Waise, daß ein treues Herz ihr geblieben war, daß — Jan Norris von Amsterdam den letzten Blutstropfen für sie hingeben würde; aber Jan Norris war ein Verfehmter, dem der Galgen drohte, wenn eine spanische Hand ihn griff in den Gassen von Antwerpen. Und Jan Norris der Wassergeuse erschien oft, in mancherlei Vermummung in den Gassen von Antwerpen.

Jan Norris hatte seine Jugenderinnerungen nicht so bald vergessen, wie Jan Geerdes Norris, sein Vater, meinte.

Noch immer waren Jan und Myga Bräutigam und Braut. Keine Macht auf Erden solle sie trennen, hatten sie sich gegenseitig geschworen; was jedoch daraus werden sollte, wußte aber, so lange der alte Michael noch lebte, keines von Beiden zu sagen.

Nun war Michael van Bergen todt und begraben seit vierzehn Tagen; aber Jan war verschwunden seit Monden. Lebte er noch? Hatten ihn die

Wogen verschlungen? Hatten ihn die Spanier beim Entern gefangen und gehangen?

Wer konnte das sagen?

Was sollte die arme verlassene Myga anfangen in der wüsten Welt, wenn Jan todt war?

Die Nacht rückte allmälig vor; aber Myga fürchtete sich, sich niederzulegen. Schlafen konnte sie doch nicht vor Gram und Beklemmung, was sollte sie im Bette? Es wurde allmälig recht kalt im Stübchen, aber die Waise schien die Kälte nicht zu spüren, sie legte nicht neue Kohlen in den winzigen Kamin. Sie stellte die Spindel weg und bedeckte das Gesicht mit den Händen, das Haupt zur Brust neigend. So saß sie noch eine geraume Zeit, bis sie sich endlich fröstelnd doch erhob, um ihre Lagerstatt zu suchen.

Noch einmal beugte sie sich zu den Riegeln ihrer Thür nieder, um nachzuschauen, ob dieselben auch ordentlich vorgeschoben seien; als sie auf einmal horchte — athemlos horchte.

„Myga?!“ flüsterte es draußen.

Die Waise erzitterte am ganzen Körper.

„O mein Gott!“

„Myga?!" flüsterte es noch einmal durch das Schlüsselloch.

Mit einem Schrei schob das junge Mädchen die Riegel weg und drehte den Schlüssel im Schlosse. Aufflog die Thür, und ein Jüngling in der Officierstracht eines Söldnerregiments mit der spanischen Feldbinde über der Schulter hielt im nächsten Augenblicke das schöne Kind in den Armen.

„Myga, o Myga!"

„O Jan, Jan, lieber, lieber Jan!"

Heiße Küsse ersetzten für die nächsten Minuten das Wort den Beiden. Dann aber sank Jan Norris, wie es schien, vollständig erschöpft, auf den nächsten Stuhl, und Myga bemerkte nun erst die Unordnung der Kleider ihres Geliebten, bemerkte, daß er den Hut verloren hatte, daß seine Wange von einer leichten Schramme blutete.

„Um Gotteswillen, was ist wieder geschehen, Jan? ich zittere — o, Du hast Dich wieder einmal tollkühn in Gefahr gestürzt — o Jan, Jan, böser Jan!"

„Wahrhaftig, um ein Haar, so hätten sie mich diesmal erwischt, Myga! Aber fürchte Dich nicht,

süßes Lieb, nur beinahe hätten sie mich gepackt — Teufel, wie ein Hund hätte ich freilich gebaumelt, wenn's nicht so gut abgelaufen wäre!"

„O Jan und Du willst mich lieben? Du willst mich erretten aus dieser Stadt? O barmherziger Gott! zu Grunde wirst Du gehen und ich auch, und mein Vater ist auch todt, o Du heiliger, barmherziger Gott, was soll aus mir werden? Wer soll mich schützen, wer soll mir helfen?"

„Du hast Recht! leider Gottes hast Du Recht, armes Lieb! ach, und Dein Vater ist nun auch gestorben, und ich bin nicht da gewesen, Dich zu trösten in Deinem Kummer. Mußte vor Dünkirchen kreuzen derweilen, die Freibeuter in den Grund zu bohren; — o, es ist hart, Myga, und doch — doch konnt' ich nicht anders und heut Abend auch nicht. Das edle Vaterland hoch zu halten, soll Jeder sein Leben dran setzen; — ach Myga, Myga, lieb' mich noch ein wenig, trotzdem, daß ich Dir ein schlechter Schutz und Schirm bin. Der arme Vater Michael —"

„Laß den todten Vater, Jan! Ihm ist wohl, er hat Ruhe und braucht Niemanden mehr zu fürchten, — ach, man muß die Gestor-

denen wohl beneiden in dieser blutigen, schrecklichen Zeit!“

„O Myga, sprich nicht so. Ein Elend ist's freilich wohl, daß der Vater starb; aber — nun bist Du ja ganz mein! Nun kannst Du ja mit mir gehen nach Amsterdam, nun fesselt Dich nichts mehr in diesem armen Antwerpen. Myga, tröst' Dein Herz, wir sehen doch noch fröhliche Tage, meine süße, süße Braut. Noch eine kurze Zeit und ich hole Dich — gieb Achtung, vielleicht mit einem stattlichen Hochzeitsgeleit, daß keine Königin sich dessen zu schämen hätte. Vielleicht läuten sie die Glocken, rühren sie die Trommeln, vielleicht feiern sie mit Geschützesdonner die selige Stunde, in welcher ich Dich davonführe aus Antwerpen. Gieb Acht, ob's nicht wahr wird, was ich Dir in aller Heimlichkeit vertraue.“

„Ach, welche Phantasien, Du wilder, lieber Jan Norris. Sag' mir, wie sollt' das geschehen, daß Du mich so feierlich heimholen würdest. Nein, sag's mir nicht, denn es ist doch eitel Thorheit; bericht' mir lieber von der Gefahr, der Du so eben kaum entrinnst. Es kommt mir nun auf ein nächtlich Traumbild nicht mehr an, dafür sorgst Du schon, tollköpfiger Jan.“

„Nicht so tollköpfig, als Du meinst, Lieb!" lächelte der Jüngling. „Der Capitän der schwarzen Galeere würde sich sonst wohl hüten, des Jan Norris Kopf und Beine, Herz und Arme also zu gebrauchen, wie er es thut. Einer großen Sache wegen bin ich hier in der Stadt — wir wollen gern eine That thun, daß die Antwerpner Kinder noch nach hundert Jahren davon singen mögen. Deshalb Kundschaft zu holen, steck' ich hier in diesem Plunder, in deutschen Pluderhosen, statt in seeländischen Schifferhosen. Nun höre, Myga. Ich habe am Kai meine Geschäfte abgemacht und in Erfahrung gebracht, daß vier Galeeren des Spinola heute am frühen Morgen in See gegangen sind zur Jagd auf die schwarze Galeere; dabei habe ich leider Gottes ausgekundschaftet, daß der Vater Michael gestorben ist, habe mir das letzte genuesische Schiff, das hier vor Anker liegt, den Andreas Doria — seiner Bauart wegen — genau angesehen, und der Abend ist derweilen herangekommen. Hatte den Tag schon oft genug heimlich nach Deinem Fensterlein heraufgeschaut, lieb Kind; aber nicht die Minute gefunden, hinzuschleichen zu Dir, da mancherlei Volk mir an den Fersen hing. Denk' ich also,

die Dunkelheit zu erwarten — ich hab' ja den Hausschlüssel — und schlendere gemächlich durch die Gassen, bis mir vor einer hellen Kneipenthür in den Kopf kommt, die Nacht sitzend abzuwarten und beiaus noch ein wenig auf des Volks und der Fremden Gehaben Achtung zu geben — wegen meines Geschäfts, verstehst Du! — Gut, ich trete ein in die Taverne, fordere eine Flasche Wein und setze mich hinter den Tisch, die Ellenbogen aufstemmend, als wäre die ganze Welt mein und ich gar nicht in Noth und Sorge um die arme Myga, deren Vater starb, ohne daß ich zu ihrem Troste dabei war. Um mich her ist ein Gewirr wie beim Thurmbau zu Babel. Deutsche, Burgunder, Spanier, Italiener, Niederländer schwatzen und fluchen und schreien, jede Creatur in ihrer Sprache und saufen alle auf dieselbe Weise. Jeder Tisch und Winkel ist besetzt und nur neben mir sind noch zwei Plätze leer. Da kommen zwei patzige Burschen — ich kenne sie recht gut, der Eine ist der Capitän vom Andreas Doria, der Andere ist sein Lieutenant. Steigen über Tisch und Bänke und sitzen bei mir nieder. Ich mache ihnen auch gern Platz, denn ihre Bekanntschaft ist mir viel werth und

jedes Wörtlein, so sie sprechen, leg' ich auf die Goldwaage. Thue ich aber, als ob ich sie nie mit Augen gesehen habe, lege wie schläfrig den Kopf auf beide Arme und kümmre mich um die Welt nicht, knöpfe aber die Ohren weit auf. Nun rufen die beiden Welschen nach Wein, und der Jüngste, der Lieutenant, nimmt das Schenkmädel um die Hüfte. Der Andere aber sieht ganz kläglich und melancholisch drein, als wär' ihm tüchtig die Petersilie verhagelt; — ich hätt' über ihn lachen können; aber beim Eid der Geusen, es war nichts zum Lachen! Nun gehen die Worte hin und her, und anfangs ist natürlich nur die Rede von unserer stolzen That, von dem Tanz in der vorvergangenen Nacht, von der Himmelfahrt, der unbefleckten Empfängniß. Darüber frohlocke ich im Herzen; aber auf einmal stehen mir alle Pulse stille, denn es wird ein Name genannt, den ich kenne. Von Dir, Myga van Bergen, ist die Rede!"

„Von mir?" rief das junge Mädchen; „o Himmel, und der italienische Capitän sprach von mir! O Gott, Jan, Jan, schütze mich vor dem! O wie fürcht' ich den!"

„Also ist's so, der Hund stellt seine Schlingen

nach Dir?!“ rief Jan Norris mit dumpfer Stimme, und Myga barg ihr Gesicht an seiner Brust und nickte zitternd.

Der junge Wassergeuse knirschte mit den Zähnen und lachte ingrimmig.

„Der Trank wird nicht so heiß getrunken, als er gebraut wird; das wird der welsche Schuft schon erfahren. Tröst' Dich, Myga; bin ich nicht Dir zur Seite und viele gute Gesellen hinter mir? Armes Kind, wie Du erzitterst!“

„O Jesus, Jan, ich kann mir nicht helfen. Haben nicht die gewaltthätigen, übermüthigen Fremden die Macht? Wer hindert sie, ihren bösen Willen auszuführen? O Jan, Jan, nimm mich mit Dir fort — in dieser Nacht noch, jetzt gleich!“

Jan Norris hielt die bleiche, zitternde Braut in den Armen und suchte sie auf alle Weise zu beruhigen. Als ihm dieses ein wenig gelungen war, erzählte er weiter von seinem Abenteuer in der Kneipe zum goldenen Löwen.

„Steilrecht standen mir die Haare empor und alles Blut drängte sich mir in's Gehirn. Aber ich mußte mich bändigen, daß ich mich nicht verrieth,

und das war eine schwere Arbeit; aber Jan Norris kriegt's doch fertig und that, als ob er den Teufel ein Wort von dem italienischen Gerede verstünde. Beim Grafen von Lumey, ein Bubenstück, schwärzer wie die Nacht, ward da berathen; aber ich weiß Alles, und das ist genug. Uebermorgen in der Frühe segelt der Andreas Doria — der Befehl dazu ist vom Admiral gekommen — und weil die Gelegenheit so günstig ist, so wird in der nächsten Nacht der feine Plan in's Werk gesetzt. In der nächsten Nacht wird das wilde Täubchen Myga van Bergen in der Gewalt des Capitäns Antonio Valani sein; mit Hülfe des Teufels und des Lieutenants Leone della Rota. In der nächsten Nacht wird dieses Haus überfallen; — aber so leise geschieht das, daß kein Nachbar darüber erwacht, daß kein Hahn in ganz Antwerpen darum kräht. Auf die Galeone mit der Myga! Lustig, — an die Ankerwinde meine Burschen — haiho, hinaus zur Jagd auf die rebellischen Ketzer — lustig hinaus in die offene See; — wer hört auf der weiten See den Hülferuf und das Weinen der kleinen Myga? Himmel und Hölle, und der Jan Norris sitzt dabei im Löwen und darf nicht mucksen, hält

sein Messer in der Faust und darf die beiden flüsternden Schufte nicht über den Haufen stoßen!"

„O Jan, Jan, um meiner und Deiner Mutter willen, — um unserer Liebe willen, rette mich! Laß mich nicht in ihre Hände fallen! Der Tod wäre weniger schrecklich als das!"

„Ruhig, ruhig, Kind! Es ist noch lange Zeit bis zur nächsten Mitternacht. Zu Amsterdam am Feuerheerde wollen wir noch manch' ein Mal uns dieser Geschichte erinnern. Verlaß Dich auf mich, Herzensbraut, es wird Dir nichts zu Leide geschehen, so lange der Jan Norris noch auf seinen zwei Füßen steht. Doch nur hör' weiter; meine Geschichte ist noch nicht zu Ende. Ich muß Dir erst noch sagen, wie es kam, daß sie den zweiten Steuermann der schwarzen Galeere in mir witterten. Das war eine lustigere Geschichte als die, welche ich Dir eben erzählte."

„O Jan, Jan, fühle, wie mein Herz klopft; — o barmherziger Gott, wer schützt die arme Myga? O Jan, laß uns fliehen, jetzt gleich, auf der Stelle, ich kann hier nicht mehr Athem schöpfen, — die Luft dieses Zimmers erstickt mich."

„Ruhig, ruhig, liebe Myga. Gern würde ich Dich sogleich mit fortführen, und ein Boot würde auch bereit sein, uns aufzunehmen; aber horch nur hinunter in die Gassen — die ganze Stadt weiß in diesem Augenblicke, daß Männer der schwarzen Galeere verkleidet in ihren Mauern weilen. Horch nur das Getümmel drunten — das Laufen und Rennen gilt mir, da ist keine Möglichkeit, daß wir jetzt glücklich durchkämen. Sitz nieder und zittere nicht so — noch sind wir sicher, und Zeit schafft Rath — denk an diese Minute, wenn wir in Amsterdam am Winterfeuer sitzen. Hahaha, laß sie nur drunten suchen, zu flink und zu schlau ist ihnen der Jan Norris gewesen — 's wäre auch Schad' um den Burschen, wenn sie ihn gehangen hätten, nicht wahr, Myga?"

„O Jan! Jan!"

„Ah bah, gib mir einen Kuß und — noch einen, und nun zu meiner Geschichte. Sitz' ich also und beiße mir die Lippen blutig; aber verliere kein Wort des Gespräches neben mir, und die Schurken schwatzen weiter und frohlocken über ihren Teufelsanschlag. Dann trinken sie ihre Gläser aus, erheben sich von

ihren Sitzen und wollen gehen, werden aber an der Thür durch einen großen Tumult zurückgehalten. Wird nämlich ein Bube auf den Schultern von zwei Kerlen hereingetragen, und ein groß' Hurrah entsteht, wie das Volk in der Schenkstube seiner ansichtig wird. Ist der Bub der Cajütenjunge von der Immaculata, der allein von der ganzen Schiffsmannschaft mit dem Leben davongekommen ist, und an's Land kam nach einer tollen Fahrt durch Luft und Wasser. Jeder will den Buben sehen, Jeder will ihn sprechen, und Alle drängen sich zu ihm und reichen ihm ihre Becher und Krüge. Ich aber halte es für das Beste, das Getümmel zu benutzen und mich unbemerkt zu entfernen. Schleiche ich also so dicht als möglich an den Wänden hin und habe fast die Thür erreicht, als das Unglück es will, daß das Auge des Schiffsjungen, der noch immer anf den Schultern seiner Träger kauert, auf mich fällt. Der Bube starrte mich an, als ob er ein Gespenst sähe, er wird bleich wie ein Käse und schreit aus Leibeskräften: „Hilfe, Hilfe! ecco! ecco! das ist Einer! Hilfe — haltet, haltet ihn!“ — — „Wer ist's? wie? was?“ brüllt das Volk und Jeder sieht

den Burschen und seine Nachbarn an. — „Da, da, der dort am Tische — haltet ihn, 's ist der Satan von den Wassergeusen, der den Capitän Perazzo niederstieß — Einer von der schwarzen Galeere!“ — Ein Lärm bricht nun los, als platze die Hölle — alle Augen richten sich auf mich, alle Waffen fliegen aus den Scheiden, und auch ich reiße mein Messer heraus, mein Leben im Nothfalle so theuer als möglich zu verkaufen. Nun stürzten sie sich auf mich; aber ich war behender als sie, fasse die nächste Bank und schleudere sie den Ersten vor die Füße, daß ein ganzer Haufe darüber stolpert und am Boden sich durcheinander wälzt. Den Augenblick benutze ich — bin mit einem hohen Satz mitten im Getümmel, schlage rechts und links mein Messer ihnen in die Fratzen — die Thür ist erreicht — ich bin in der Gasse — hinter mir höre ich das Gebrüll der Verfolger — Gott sei's gedankt, daß ich mein Antwerpen wie meine Tasche kenne. Kreuz und quer geht die Jagd, aber ich täusche sie durch mancherlei List; führe sie auf falsche Fährte und kreuze hier herüber. Am Kai ist's noch ganz still — mein trautes Schlüsselchen öffnet mir eine wohlbekannte Hausthür — und — hier bin ich

— gerettet, um Dich zu retten, traute Myga, süße Braut. Horch aber nur, sie geben die Hoffnung noch nicht auf, den Geusen zu hängen — zum Teufel, horch nur, die ganze Garnison kommt wahrhaftig auf die Beine — haha, eine große Ehre, meine Herren! Bedanke mich allergehorsamst, hahaha!"

Lachend horchte Jan Norris, zitternd horchte Myga van Bergen dem Lärm in den Gassen.

„O trauter Jan, bist Du ganz sicher, daß Niemand Deinen Eintritt in dieses Haus gesehen hat? Höre nur, der ganze Tumult wälzt sich hierher — o Gott, schau aus dem Fenster — Fackeln und Speere — Jesus, sie schlagen an die Thür — sie suchen Dich, Jan, barmherziger Himmel, schütze uns — verloren, verloren!"

Die Hausthür ging auf, man schien in das Haus zu dringen; Jan Norris preßte die Zähne auf einander und faßte den Griff seiner Waffe.

„Ruhig, ruhig — es ist nicht möglich! Ruhig, Myga!"

„Sie kommen, sie kommen!" kreischte das Mädchen. „Sie steigen die Treppe hinauf, sie werden Dich finden; Jan, Jan, laß mich mit Dir sterben!"

Der junge Geuse war blaß wie der Tod.

„Hätte ich Dich durch Unvorsichtigkeit so in Gefahr geführt, Myga? Das wäre schrecklich. Beim Eid der Geusen, da dringen sie die Treppe hinauf. Myga, o Myga!“

„Laß mich mit Dir sterben, Jan!“ hauchte das junge Mädchen, an die Brust des Bräutigams sich klammernd.

IV.

Der Ueberfall.

Nicht bloß im Wappen von Alcantara, nein, in allen Tavernen der kneipenreichen Stadt Antwerpen war der Luogotenente Leone della Rota zu Hause. Er hatte seinen Freund und Capitän, Antonio Valani, an diesem Abend in die Schenke zum goldenen Löwen mit sich gezogen, und widerwillig, wie gewöhnlich, war ihm der Capitän dahin gefolgt.

Wer konnte aber widerstehen, wenn Leone della Rota etwas durchsetzen wollte?

Mehr leichtsinnig als bösartig, betrachtete der junge Lieutenant die Welt wie einen großen Spielplatz, den Krieg wie eine prächtige Gelegenheit, tolle Streiche ungehindert auszuführen. Für einen tollen, lustigen Streich sah er den Raub der armen kleinen

verlassenen Waise an; — in seinem nichtsnutzigen Tollkopfe war der Plan dazu entsprungen, ihn durchzusetzen war, nachdem sein Freund mit Mühe dazu gebracht war, in ihn einzuwilligen — eine Ehrensache für ihn. Was ging den Genuesischen Taugenichts die Sache der rebellischen Provinzen und die katholische Majestät von Spanien an? Ketzerinnen konnten sehr hübsch sein und Anhängerinnen der alleinseligmachenden Kirche grundhäßlich. Leone zog reizende Ketzerinnen häßlichen Katholikinnen bedeutend vor, und that auch außerdem alles Mögliche, um das alte Sprichwort, welches in Italien von seiner Vaterstadt umgeht: Genua hat ein Meer ohne Fische, ein Land ohne Bäume, Männer ohne Treu und Glauben, — nicht abkommen zu lassen.

In der Taverne zum goldenen Löwen hatte er, wie wir bereits aus Jan Norris' Erzählung wissen, mit Antonio Valani die letzten Verabredungen über den Entführungsplan getroffen. Gelang der Raub, und kam dann der Andrea Doria von seiner Expedition glücklich zurück, wurde die schwarze Galeere genommen oder vernichtet; nun wer würde es dann wagen, gegen die Sieger als Ankläger aufzutreten?

Kam die Galeone aber nicht zurück; dann — dann mochte die letzte That des Endes würdig sein. An das Eintreten eines dritten Falles, daß nämlich der Andrea Doria heimkehrte, ohne das feindliche Schiff gesehen zu haben, zu denken, hielt Leone della Rota durchaus unter seiner Würde. Der Capitän ließ sich aber bereits von ihm führen, wie und wohin er wollte. —

An der Verfolgung des kühnen Wassergeusen hatten die beiden Genuesen nicht den mindesten Antheil genommen. Arm in Arm schlenderten sie durch die Gassen, in denen die aufgeregte Menge sich umtrieb, dem Kai zu.

„Wären wir doch Narren, dem Hallunken nachzurennen!“ lachte Leone. „Lassen wir die Andern dem verwegenen Bettler nachlaufen. Bei den Tauben der Aphrodite, seit ich dem sonst so kalten Antonio Valani als Führer im Zauberreich der Liebe diene, schwebt meine Seele hoch über diesem Nebellande. O Amor, Herzensbändiger, Deiner Sturmfahne folg' ich; o Göttin von Cythere, nimm uns unter Deinen himmlischen Schutz!“

„Ich bitte Dich, Leone, sei vernünftig, sei kein Narr. Mir ist merkwürdig zu Muthe. In meinem

ganzen Leben hab' ich nicht ein solch' Gefühl im Busen getragen, Leone, mir ist — Leone, den ganzen Tag über, den ganzen Abend trage ich mich mit so seltsamen Gedanken — Leone, halt' Dich gut, vielleicht bist Du bald an meiner Stelle, Capitän des Andrea Doria . . ."

„Und Du Viceadmiraglio seiner Excellenz, Don Frederigo Spinola's —"

„Oder eine Leiche auf dem Meeresgrunde!" murmelte dumpf der Capitän.

„Was? Todesgedanken? Todesgedanken unter dem Fenster des Mädchens Deiner Liebe?!" lachte der Lieutenant. „Nun bei Allem, was in der Welt geschieht, das ist göttlich. O wär' ich doch Franzesco Petrarca, um sogleich ein Sonett auf diese vortreffliche Seelenstimmung zu machen! Da schau, Du Träumer, hier sind wir grad' unter den Fenstern Deiner Innamorata; — ihr Lichtlein leuchtet noch; — holla, welch' ein Gedanke! — Antonia Valani, Freund meiner Jugend, Deine Todesahnungen zu verscheuchen; wollen wir — wollen wir jetzt, jetzt in diesem Augenblick dem süßen Kinde da oben einen Besuch machen, wollen —"

„Leone?!“

„Haussuchung bei ihr halten. Alle tollen Einfälle seien gepriesen! vorwärts im Namen des Königs, vorwärts im Namen der Liebe!“

„Leone, Leone!“

„Laß mich,“ lachte der Lieutenant. „Ich bitte Dich, kann der Geuse, den die Tölpel dort suchen, nicht eben so gut sich in der Wohnung der Kleinen, wie in irgend einem der andern Häuser dieser Stadt verkrochen haben? Voran, ahnungsvoller Antonio, vorwärts, wir halten Haussuchung bei Deinem holden Liebchen und lernen dabei desto besser die Hausgelegenheit kennen für die nächste Nacht.“

Ehe der Capitän seinen wilden Freund zurückhalten konnte, war dieser hingesprungen zu der Thür Myga's, gegen welche er mit der Faust schlug, mit lauter Stimme rufend:

„Aufgemacht! aufgemacht im Namen seiner katholischen Majestät in Spanien! Aufgemacht! Verräther und Feinde haben Schutz gesucht in diesem Hause!“

Gleich strömten von allen Seiten Soldaten, Matrosen und Bürger von Antwerpen vor die Thür, die zu Myga's Wohnung hinaufführte, zusammen.

Von Augenblick zu Augenblick wuchsen die Haufen. Halb in Verzweiflung suchte der Capitän Valani dem Gelärm seines tollen Freundes Einhalt zu thun; aber schon war es zu spät. Die Hausthür öffnete sich, und die Bewohner des Gebäudes, in welchem Myga wohnte, ein Zimmermann, ein Schuhmacher, ein Stadtschreiber, mit ihren Familien und Gesellen, eine Wittwe mit vielen Kindern, verkrochen sich ängstlich in ihren Winkeln, entsetzt vor dem Gedanken, daß einer der niederländischen Rebellen Zuflucht unter ihrem Dache gefunden haben sollte. Nur ein gebücktes, uraltes Mütterlein trat muthig mit einer Lampe in der zitternden Hand den Eindringlingen entgegen und behauptete mit kreischender Stimme: Niemand sei in das Haus eingeschlüpft; am wenigsten ein seeländischer Wasserteufel. „Gott solle sie bewahren" — meinte sie — „einem Meergeusen Schutz zu geben"; — sei nicht ihr Mann, ihr armer seliger Mann von den wüthenden Unholden von seinem Fischerkahn in's Wasser geworfen und elendiglich umgekommen? — Was halfen ihr ihre Versicherungen? Niemand hörte darauf, voll ward das Haus von spanischen Soldaten, italienischen Matrosen und dem Lumpengesindel der Gassen. Angst-

und Weheschreie drangen bald hervor aus den verschiedenen Wohnungen; man prügelte und peinigte ein wenig, man plünderte ein wenig.

„Vorwärts, Antonio! halt' Dich nicht auf!" rief Leone. „Vorwärts, treppauf in's Himmelreich."

Er hielt das Mütterlein am Kragen und zwang es, vorzuleuchten mit seiner Lampe, unter den scherzhaftesten Drohungen.

„Lustig, lustig, Mütterlein! die Andern suchen unten, wir oben — vorwärts und thut nicht so zimperlich, ich gucke nicht nach Euren Waden. Heda, Antonio, bleib' nicht zurück —"

„Leone, ich bitte Dich!"

„Ach was, voran, voran, Madonna! haha, Antonio, was für ein Hase bist Du doch, solchem süßen Abenteuer gegenüber! Was sollte aus Dir werden, wenn Du mich nicht hättest? So — das scheint die letzte Staffel zu sein — Victoria! Victoria. Mille grazie, alte Sybille. Hier, hier, Antonello — im Namen des Königs, öffnet, öffnet! Verräther nnd schöne Mädchen haben sich hier verborgen; öffnet, öffnet im Namen des Königs. Im Namen der katholischen Majestät von Spanien, heraus aus dem

Nestchen, holdes Vögelchen, öffne und gib das süße rebellische Herzlein heraus!"

Mit lachendem Munde faßte der Tolle den Capitän an der Schulter und drängte ihn gegen die Thür, die er weit aufwarf — — — — — — — starr, zweifelnd standen die beiden Genuesen! —

Mit wachsender Besorgniß und Angst hatten Jan und Myga dem Lärm in den Gassen zugehört. Als nun gar das wilde Getöse in das Haus eindrang, hatte die Braut in Verzweiflung den Bräutigam angefleht, sich zu verbergen.

Aber was konnte zu Beider Rettung geschehen?

Im nächsten Augenblick war Alles zu spät. Allzuschnell drang Leone della Rota die Treppe hinauf.

Im linken Arm hielt Jan Norris die ohnmächtige Braut, krampfhaft faßte die rechte Hand die blanke Waffe. Er wußte nicht, was er beginnen sollte, alle Geistesgegenwart hatte ihn in diesen schrecklichen Secunden verlassen. Was hätte auch alle Geistesgegenwart geholfen. Verloren waren Jan Norris und Myga van Bergen, so weit Menschenverstand es absehen konnte.

„Alle Teufel, was ist das?" rief der genuesische

Lieutenant. „Nun, das ist nicht übel! das ist ja ein seltsam Zusammentreffen, — das nenn' ich zwei Fliegen mit einem Schlage treffen. Holla, Antonio Valani, jetzt gewinne Dir Dein holdes Täubchen! Solchen Nebenbuhler zu haben, hast Du Dir wohl nicht träumen lassen? Nieder mit dem Geusen! an den Galgen mit ihm!"

Aus der Scheide flogen die Degen der Genuesen.

„Schütze Dich Gott, Myga!" schrie Jan Norris, seine Klinge schwingend. „Zurück, Ihr welschen Schufte."

Den wilden Geusenschrei: Lieber Türk' als Pfaff! ausstoßend, unterlief der Steuermann der schwarzen Galeere die Klinge Leone della Rota's, — ein Stoß — mit einem Schrei drehte sich der Capitän des Andrea Doria und taumelte; klirrend entfiel das Schwert seiner Hand, — zu Boden stürzte Antonio Valani. Ueber den Körper des Genuesen weg sprang der Wassergeuse, ein zweiter Hieb streifte jedoch nur leicht die linke Schulter des Lieutenants. Matrosen der Galeone Andrea Doria drangen, ihre Schiffsmesser schwingend, die Treppe herauf. Ein wilder, blutiger Kampf entstand auf dem engen Raume; ohnmächtig

lag Myga van Bergen am Boden. Spanische und albanesische Soldaten vermehrten das Getümmel, Lampen und Fackeln erloschen, glimmten am Boden, wurden wieder angezündet. Die Wenigsten wußten eigentlich, was vorgehe, und als plötzlich der Ruf: Feuer! Feuer! durch das Haus tönte, löste sich der wirre Knäuel im panischen Schrecken und stürzte wieder die Treppe hinunter. Ein erstickender Qualm füllte alle Räume des Hauses; durch ihn hin schleppten die genuesischen Schiffsleute ihren zu Tode verwundeten Capitän und den gefesselten Wassergeusen Jan Norris! durch den Rauch trug Leone della Rota die bewußtlose Myga die Treppe hinab auf die Straße, wo bereits ein neuer Kampf auszubrechen drohte zwischen den Matrosen des Andrea Doria und den spanischen Soldaten, welche den Erstern ihre Gefangenen entreißen wollten. Aber Trommelschlag verkündete die Ankunft eines höheren Befehlhabers, welchem Leone dann Bericht abstattete, so gut es die Betäubung, in welcher er sich befand, ihm gestattete. Der Don gab gravitätisch seine Meinung dahin ab: es sei das Beste, den verwundeten Capitän, den Geusen und die Dirne auf das Schiff zu bringen, man habe dann morgen

früh beim Verhör Alles hübsch zusammen; — übrigens gehöre der Gefangene als Seeräuber jedenfalls an eine Raa, also sei die Fortschaffung desselben auf die Galeone auch in dieser Hinsicht das Angemessenste.

— — — — — — — — — — — — — —

Gegen den Kai hinunter wälzte sich die Menge. Fackeln beleuchteten den wilden Zug und warfen ihren flackernden Schein auf den verwundeten Antonio, die ohnmächtige Myga und den gefesselten Jan Norris, welcher letztere sich wie stumpfsinnig von seinen wüthenden Feinden fortschleifen ließ. Noch immer trug Leone della Rota die Myga im Arm, aber ohne zu wissen, auf welche Weise das gekommen war. Alles drehte sich in seinem Gehirn — wie im Traum trug er seine leichte Last an Bord der Galeone.

In der Cajüte bereitete man dem wunden Capitän ein Lager. Ein Wundarzt kam, die Wunde des noch immer bewußtlosen Antonio zu untersuchen und den Kopf darüber zu schütteln. Myga van Bergen kauerte in einem Winkel der Cajüte, ohne daß sich für jetzt Jemand um sie kümmerte. An den großen Mast fesselte man den Steuermann der schwarzen

Galeere, und hohnlachend umgaben ihn die erbarmungslosen Feinde.

Erst spät legte sich der Tumult in der Stadt, nachdem man das brennende Haus hinter der Hafenmauer gelöscht hatte. Früher ward es still an Bord der Galeone Andrea Doria. Regungslos lag Antonio auf seinem Lager, regungslos saß Leone bei ihm, regungslos kauerte Myga in dem dunkelsten, entferntesten Winkel. Man hörte auf dem ganzen Schiffe kaum etwas Anderes, als das Rauschen des Stromes, das Geräusch des Takelwerks im Winde und den Schritt der Wache, die mit geladenem Feuerrohr und glimmender Lunte auf- und abging vor den Gefangenen am Mast und ihn keinen Augenblick aus den Augen ließ.

Um zwei Uhr Morgens legte sich der Wind ganz und gar, so daß nun auch das Knarren des Takelwerks aufhörte. Es herrschte Todtenstille an Bord der Galeone Andrea Doria — Todtenstille, die urplötzlich durch einen Schrei und das Krachen eines Büchsenschusses um so schreckhafter unterbrochen wurde.

Aus der Cajüte stürzte der Lieutenant della Rota

auf's Deck, aus seinen Cojen und Hängematten stürzte das Schiffsvolk.

Die Stelle des Gefangenen am großen Mast war leer. Mit abgeschossenem Feuerrohr stand die Schildwacht, wirre Blicke um sich werfend, unter den Fragen, den Flüchen der Officiere und der Mannschaft.

„Dort, dort! über Bord!" entrang sich endlich ein heiserer Schrei der Brust des überraschten Mannes.

„Wo? wo? wo?"

An den Schiffsrand stürzte Alles.

„Die Boote hinunter! schnell, schnell!" klang die befehlende Stimme des Lieutenants.

Lebendig wurde es auf der Schelde, Lichter leuchteten durch die Nacht; aber die Nächte sind dunkel im November. Wohl fischte man einen stromab treibenden Leichnam auf, aber es war nicht der des Jan Norris. An beiden Ufern des Stromes hinunter flogen die Lärmsignale; aber vergeblich waren alle Bemühungen der von allen vor Antwerpen liegenden Schiffen ausgesandten Boote.

Hatte sich Jan Norris gerettet? Hatte er den Tod in den Wellen gefunden?

Wer konnte das sagen.

Wie richtete sich aber Myga van Bergen in ihrem Winkel horchend auf, als sie vernahm, daß der Geuse seine Banden gelöst habe und über Bord gesprungen sei! — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Morgen dämmerte auf; aber er brachte keine Kunde über den entsprungenen Wassergeusen.

Auf dem Verdeck des Andrea Doria schritt Leone della Rota mit über der Brust gekreuzten Armen auf und ab und murmelte vor sich hin:

„Wenn er es nur nicht gesagt hätte! Er wird sterben durch meine Schuld — o Antonio, armer Antonio! Vorausgesagt hat er es: ich Capitän des Andrea Doria, er — er eine Leiche auf dem Meeresgrunde.“

Der Lieutenant stand still:

„Doch Leone — ist nicht vielleicht bald — vielleicht morgen — übermorgen Dir dasselbe Loos bereitet. Wer fürchtet den Tod? Tod ist Vernichtung; — hoch das Leben. — Da kommt die Sonne, frei athme ich wieder, — die blutigen Nebel fallen mir von den Augen! Im feurigen Syrakuser will ich

dem Morgen zutrinken, mag es auch der letzte sein, den ich schaue!"

Der Schiffsjunge brachte einen vollen Becher des köstlichen Trankes.

Leone della Rota hob ihn gegen den glühenden Sonnenball, leerte ihn auf einen Zug und warf das Glas weit in den Strom hinein; indem er den Fuß fest auf den Boden setzte:

„Capitän an Bord des Andrea Doria!" sagte er, und kaum vernehmbar setzte er hinzu: „Capitän des Andrea Doria und Myga — die Krone der Weiber von Flandern — mein — mein!" — — —

— — — — — — — — — — — — — —

V.

Fieberträume.

Zum dritten Male seit der Nacht, in welcher die Besatzung vom Fort Liefkenhoek den Kanonendonner der schwarzen Galeere und der Immacolata Concezione und das Auffliegen des letztern guten Schiffes vernahm, senkte sich der Abend hernieder, windstill und ungewöhnlich warm. Wetterkundige behaupteten, es werde mit Nächstem viel Schnee geben, und sie mochten Recht haben. Nachdem die Sonne am frühen Morgen hell am ziemlich klaren Himmel aufgestiegen war, hatte sie sich gegen Mittag hinter schwerem, grauen Gewölk verkrochen. Dieses Gewölk hatte sich mehr und mehr zusammengezogen, und mit dem Abend senkte es sich immer tiefer herab auf die Stadt Antwerpen, auf Land und Fluß und Meer.

Wieder befinden wir uns auf dem genuesischen Schiffe Andrea Doria, in der Cajüte des Capitäns.

Die hängende Lampe wirft ihr röthliches Licht durch das Gemach, über die Waffen, die Karten an den Wänden, über den Boden, auf welchem die blutigen Tücher umherliegen, über das Lager, auf welchem Antonio Valani im Wundfieber stöhnt und phantasirt, über die am Fußende der Kissen knieende Myga van Bergen, über den Lieutenant Leone della Rota, welcher neben dem Lager des sterbenden Freundes steht und wilde, seltsame Blicke von dem Verwundeten zu der entführten Jungfrau wandern läßt.

Um Mittag hat Leone della Rota von dem Admiral Spinola und dem Gouverneur von Antwerpen mit Gleichmuth die Bemerkung hingenommen, daß des Meergeusen Entkommen ein Teufelsstreich und er — Leone — Schuld daran sei. Mit etwas weniger Gleichmuth hat er vernommen, daß ihm — in Ermangelung eines Bessern — der Oberbefehl über die Galeone Andrea Doria für die Expedition des nächsten Morgens anvertraut sein solle.

Nach der an Bord befindlichen Dirne hatte sich weder der Gouverneur noch der Admiral erkundigt.

Unter viel Arbeit am Bord und am Lande war dem Lieutenant der Tag hingegangen, nur wenige Augenblicke hatte er dem sterbenden Freunde widmen können. Aber am Bord und am Lande, — überall verfolgte den jungen Genuesen das Bild des schönen flamländischen Mädchens, das er auf seinem Schiffe gefangen hielt, das ohne Schutz und Schirm seiner Willkür hingegeben war, wenn — der Freund todt war. Anfangs suchte er zwar alle Gedanken solcher Art zu verscheuchen, aber immer wieder von Neuem drängten sie sich ihm auf; auf keine Weise konnte er ihnen entgehen, und bald gab er es vollständig auf, dagegen anzukämpfen. In ihrer Verzweiflung erschien ihm das holde Kind nur noch um so reizender; unter seinen Matrosen und Schiffssoldaten, im Arsenal, im Vorsaal des Admirals, in den Gassen der Stadt war sie in seiner Seele, wie sie mit gerungenen Händen in der Cajüte am Bord des Andrea Doria kniete. Die wildeste Leidenschaft schlug in hellen Flammen auf und mit den tollsten Sophismen suchte er sein widerstrebendes Gewissen niederzudrücken.

Was nützte es auch dem Antonio, wenn er, Leone, das Mädchen zurücksandte an Land?

Nun rief sich Leone della Rota die Augenblicke zurück, in welchen er den zierlichen Leib des Mädchens in seinen Armen gehalten hatte, in welchen er das ohnmächtige Kind durch den Rauch, durch die Gassen getragen hatte. Der Wind trieb ihm damals die blonden Locken der Jungfrau in das Gesicht — —

„Nein, nein, nein, Antonio Valani, Dein Recht an die schöne Beute endet mit Deinem Leben! Kriegsrecht, Antonio Valani, streiche die Flagge und sinke — mir das Glück jetzt, das Dir bestimmt war, und morgen, — morgen mir das Unterliegen und einem Andern der Sieg! Kriegsrecht, Kriegsglück, — armer Antonio!"

Mit solchen Gedanken war in der Abenddämmerung der Lieutenant in die Cajüte getreten, und nun stand er, wie wir geschildert haben, zwischen dem Sterbenden und der zitternden Myga, im Schimmer der trüben Schiffslampe.

Man hat den verwundeten Capitän an's Land schaffen wollen; aber mit aller Gewalt einer erlöschenden Existenz hat sich Antonio Valani dagegen gewehrt; auf seinem Schiffe will er sterben, nicht im Hospital. In seinem Fieberwahnsinn hat er nicht vergessen, daß

Leone das flamländische Mädchen, das er liebt, an Bord des Andrea Doria geführt hat. Je näher der Tod kommt, desto fester klammert er sich an diese Liebe, desto heftiger tritt sie hervor. Im Leben hätte er sie fest in sich verschlossen, ohne das Dazwischentreten seines wilden Gesellen Leone della Rota. Im Sterben, im Fieberwahnsinn wirft sein Geist alle einengenden Fesseln ab; nichts von dem, was er früher gefühlt und verborgen hat, verbirgt Antonio Valani mehr.

Arme Myga! Wie sie da kniet zu den Füßen des Lagers des todtwunden Genuesen, mit aufgelös'ten Haaren, geisterbleich, mit wundgerungenen Händen! Keine Rettung, keine!

Die Wellen der Schelde haben den Freund verschlungen, der ohnmächtig gegen das Verderben der Geliebten rang und sich in die kalten Wasser gestürzt hat, ihre Schmach nicht zu erleben!

Und Gott? Wehe, zu dunkel ist die Nacht, zu finster ist's im Gehirn der Unglücklichen, als daß sie an den großen Retter in allen Gefahren sich zu erinnern vermöchte. Keine Macht im Himmel und auf der Erde, die Schmach und Schande abzuwehren; — wehe Dir, Myga van Bergen!

Dumpf klingt vom Thurm der Kathedrale die elfte Stunde herüber — langsam folgen sich die einzelnen Schläge und hallen nach in dem Gehirn des Mädchens.

Wieder nimmt der Lärm der Stadt allmälig ab, wieder erlischt ein Licht nach dem andern in den Häusern hinter der Mauer Paciotti's, des italienischen Ingenieurs. —

Immer tiefer ward die Stille. Nur zuweilen klang ein wilder Schrei, ein Jauchzen auf; nur zuweilen ertönte der rauhe Gesang einer wüsten Soldatenschaar, oder der Ruf der Nachtwächter und Patrouillen.

Und wiederum rasselte das Uhrwerk im Thurm von unserer Lieben Frauen Dom; — Mitternacht!

Von seinen Kissen hob sich Antonio Valani und warf wahnsinnige Blicke aus seinen fieberglühenden Augen um sich her.

„Wo ist sie? Leone, Leone. — Wein, Lichter und Liebe. Leone, wo bist Du, wo hast Du sie? wo hältst Du sie verborgen? Mein ist sie — o Verräther, — verrätherischer Leone — mein, mein ist das Mädchen! Hahaha, ich bin nicht todt,

wie Du meinst, Leone; — ich lebe und halte, was mein ist —"

Die Stirn Myga's van Bergen berührte den Boden der Cajüte; der Lieutenant della Rota drückte sanft den Wahnsinnigen auf sein Lager zurück und suchte ihn auf alle Weise zu beruhigen; aber es war, als ob alle Kräfte und Leidenschaften des Sterbenden noch einmal in voller Gluth aufflammen mußten, ehe sie auf ewig erloschen.

Immer wieder von Neuem suchte sich der Rasende den Armen Leone's zu entziehen.

„Alle Hände an Deck! an die Ruder, an die Ruder! Es lebe der König! — Da zeigen sie die Flagge — die Bettlerflagge, Feuer, Feuer auf sie! Evviva Genova — da geht der Admiral in die Luft — Feuer, Feuer — Hölle, Hölle — Leone, schütze das Schiff! schütze das Schiff, Leone! — Es ist aus — weh, die Geusenflagge — an die Geschütze — verloren, — verloren! Schütze das Schiff, schütze das Schiff, Leone!"

Der Kranke sank zusammen; der Lieutenant legte ihm das Kissen zurecht; dann trat er zu der knieenden Jungfrau:

„Was ängstet Ihr Euch, Signorina? Richtet Euch doch auf; — was windet Ihr Euch am Boden? Süßes Täubchen, härme Dich nicht; Königin sollst Du werden, unumschränkte Herrscherin am Bord dieses guten Schiffes. Das ist der Krieg — der Eine muß die Flagge streichen und hoch läßt sie der Andere von der Gaffel wehen. Der arme Antonio! Er hat es vorausgesagt — ihm wird das Grab, mir die schöne Beute zu Theil; — ich liebe Dich, ich liebe Dich, Stern von Flandern, weiße Rose von Antwerpen. Ich liebe Dich und halte Dich — laß das Sträuben — blicke nicht so wild — mein bist Du, und Niemand wird Dich mir entreißen!"

„Jan, Jan! Hilf! rette!" schrie das Mädchen, ohne zu wissen, was es rief.

„Laß den Geusen," flüsterte Leone. „Hat er sich nicht gerächt, wird nicht der arme Antonio todt sein in einer Stunde? Was kümmert Dich der Leib des Geusen, laß ihn treiben auf den Wellen, — auf, auf sage ich, Du sollst nicht mehr die weiße Stirn Dir wund drücken auf dem Boden. Was willst Du? Todt ist der Geuse, es stirbt Antonio Valani; nun nimm den Leone, den lebendigen

Leone in Deine seligen Arme, als schöne, stolze Herrin."

„Barmherzigkeit, Barmherzigkeit!" stöhnte das Mädchen; aber der Lieutenant lachte:

„Horch, ein Uhr! Um fünf Uhr lichten wir die Anker; bis dahin hast Du Zeit, Dich auszujammern; dann aber, fort mit dem Klagen und Seufzen! Bis fünf Uhr ist's Zeit genug, zu sterben, armer Antonio, armer Freund; — richte Dich nicht empor, Deine Wunden bluten wieder — lege Dich nieder, — was willst Du auch mit dem Mädchen?"

„Leone, Leone, schütze das Schiff! Die schwarze Galeere — schütze das Schiff!" kreischte der Sterbende im Fiebertraum.

„Bah, die schwarze Galeere!" murmelte Leone della Rota, um fünf Uhr erst beginnt die Jagd; — ruhig, ruhig Antonio — Alles wohl am Bord — habe keine Sorgen, schlaf' — schlaf' ein."

Wieder sank der Capitän zurück und schloß die Augen. Auf die letzte wilde Aufregung folgte nun augenscheinlich die letzte Erschöpfung. Es ging zu Ende mit Antonio Valani, dem Capitän des Andrea Doria.

Der Lieutenant bemerkte es wohl; er seufzte und schüttelte den Kopf:

„Armer Antonio! armer Freund; so bald mußt Du die Segel streichen?! Ach, was hilft das Klagen und doch — ich wollte, der Morgen dämmerte erst, ich wollte, diese Nacht wäre vorüber! Auf offener See — wenn — wenn die Leiche über Bord ist, wird mir erst wieder wohl werden. Ich wollte wahrhaftig, der Morgen käme!"

Er schritt auf und ab in der engen Cajüte; mehr als einmal streifte er die unglückliche Myga, und jedesmal zuckte die Arme zusammen und drückte sich dichter an die Wand.

„Sterben, sterben!" flüsterte Myga van Bergen, — „o käme doch der Tod, mich zu retten — ergriffe mich doch der Tod, wie er den Geliebten ergriffen hat!"

Die Lampe drohte zu erlöschen, Leone della Rota rief nach neuem Licht, nach Wein. Er hatte Beides nöthig in dieser Nacht; es sah wild und wüst in seiner Seele aus. —

VI.

Die schwarze Galeere.

Auf Fort Liefkenhoek flattert stolz das Banner mit dem Löwen von Leon und den Thürmen von Castilien. Dasselbe Banner weht auf Fort Lillo und all' den andern, von Feuerschlünden starrenden Befestigungswerken auf beiden Ufern der Schelde bis zu den gewaltigen Mauern der Citadelle von Antwerpen.

Scharfe Augen halten Wacht auf allen diesen Mauern und Wällen, und Ruf und Gegenruf der Wachen schweigt weder bei Tag noch bei Nacht.

Nahe und wachsam ist aber auch der Feind. In jedem Augenblick kann er erscheinen. Wer kennt die Stunde, in welcher er kommen wird.

Um Seelands Küsten brandet die Nordsee. Da

wohnt auf Tholen, auf Schouwen, auf Nord- und Südbeveland, auf Walchern das wilde eiserne Geschlecht, das zuerst geschworen hat, lieber türkisch als papistisch zu werden, welches den silbernen Halbmond am Hute und den unauslöschlichen Todeshaß gegen die Spanier im Herzen trägt. Welch' eine Jugend gebären auf diesen meerumspülten Sanddünen die Mütter! Schirmet nur, ihr Thürme von Castilien, halte gute Wache vor dem Bollwerk von Flandern, Du Löwe von Leon; „besser verdorben Land, als verloren Land," — das waren seeländische Matrosen, welche den niedergeworfenen Spaniern vor Veere, vor Leyden die Herzen aus der Brust rissen, hineinbissen und sie den Hunden vorwarfen.

„Freßt, aber es ist bitter!"

Auf Fort Liefkenhoek, auf Fort Lillo, auf der Cruysschanze, auf Fort Perle und Sanct Philipp, auf Fort Maria, Ferdinand und Isabella ertönt fort und fort der Ruf:

„Habt gute Wacht! Habt gute Wacht!"

Die Feuerschlünde auf dem Ufer von Brabant, die Feuerschlünde auf dem flandrischen Ufer sind bereit, Tod und Verderben auf das verwegene Fahrzeug

zu speien, welches ihnen zum Trotz seinen Weg stromaufwärts gen Antwerpen suchen will.

„Habt gute Wacht! Habt gute Wacht!"

Aber die Nacht ist dunkel, weder Mondenschein noch Sternenflimmer erhellt sie. Es ist schwer, gute Wacht zu halten in solcher Nacht.

Wie still und warm es ist! Nur das Rauschen des gewaltigen Stromes tönt fort und fort in den warnenden Ruf der Krieger auf den Wällen.

„Habt gute Wacht! Habt gute Wacht!"

Was kreuzt von Südbeveland her die Westerschelde, wo Meer und Fluß sich begegnen und nicht mehr zu unterscheiden sind von einander? Was gleitet über die Wogen in der dunkeln Nacht? Hundert unheimliche Arme regt's, pfeilschnell schießt's einher, gleich dem Gespensterschiff, gleich dem fliegenden Holländer. Ein mächtiger Schiffskörper durchschneidet die Fluthen, ihm folgen andere, weniger gewaltige.

Was kümmert die Männer von Seeland die Finsterniß? Sie wissen ihren Weg zu finden auf den Wassern, welche ihre Heimath sind. Ein dunkler Schatten folgt dem andern; in einer Linie gleiten sie — kein Laut ertönt an Bord, selbst die Ruder greifen

geräuschlos ein in die Wogen. Geflüstert gehen die Commandoworte von Mund zu Munde! ein Jeder weiß, was ihm zu thun obliegt, Jeder ist verpflichtet durch schweren Eid, seinem Nebenmann das Messer in die Kehle zu stoßen, wenn er durch ein Geräusch, einen unbedachten Ausruf das Gelingen des Unternehmens gefährden wird.

Jeder wird unbedingt seinen Schwur halten, und wäre es Bruder, Vater, Sohn, welchen er niederstechen müßte.

Ein Licht zur Linken —

Fort Lillo!

Ein Licht zur Rechten —

Fort Liefkenhoek!

Klar und vernehmlich schlägt der Ruf der spanischen Wachen an jedes Ohr an Bord der — schwarzen Galeere und der sie begleitenden Fahrzeuge.

Jedes Messer, jedes Enterbeil ist bereit, — es glimmen die verdeckten Lunten neben den Geschützen; — hoch schlagen die Herzen der verwegenen Männer.

„Habt gute Wacht! Habt gute Wacht!“ verhallt es in der Ferne; eine große Gefahr liegt hinter den kühnen Seeleuten. Es lebe das Geusenglück!

Was flimmert zur Rechten?

Die Lichter von Dorf und Fort Callao.

Was flackert auf der Seite von Brabant?

Die Lichter des Dorfes Ordam.

Wie still es jetzt an dieser schrecklichen Stelle ist, wo die Brücke, die Estacada Alexander's von Farnese einst sich erhob, das Wunderwerk des Jahrhunderts. Welches Genie leuchtete hier! Welches Blut floß hier!

An dieser Stelle wirkten Johann Baptista Plato und Barocci; an dieser Stelle sprang das Feuerschiff Friedrich Gianibelli's und füllte Luft, Land und Wasser mit Trümmern und verstümmelten Menschenleibern!

Noch jetzt, nach so langen Jahren, fährt manch' republikanisch gesinnter Bürger von Antwerpen Nachts aus dem Schlaf empor und denkt, er sei soeben von dem Krachen der großen Explosion, welche die große Stadt retten konnte und nicht errettete, geweckt.

Lautlos gleitet die schwarze Galeere mit ihrem Schattengefolge über die unheilvolle Stelle fort —

„Habt Wacht! Habt gute Wacht!" ertönt der Ruf von den Schanzen von San Pedro und Santa Barbara.

Die Lichter von Predigerhof! die Lichter von Fort

Maria, die Lichter von Fort Ferdinand — eine Glocke, dumpf und feierlich, erklingt in der Finsterniß — — die Glocke vom Thurm unserer lieben Frau zu Antwerpen —

Zwei Uhr!

An seinem Platze steht der Capitän der schwarzen Galeere, das blanke Schwert in der Hand; aber ein Anderer führt in dieser Nacht das Schiff und seine Mannschaft.

Fiele nur der geringste Lichtstrahl auf das Gesicht dieses Führers, Ihr würdet erschrecken über dieses Gesicht.

Jan Norris, der Verlobte Myga's, die gefangen ist an Bord des Andrea Doria; Jan Norris, der Wassergeuse, der seine Braut in der Gewalt der Todfeinde zurückgelassen hat; Jan Norris, der nicht zum Tode sich vom Deck der genuesischen Galeone stürzte, Jan Norris führt in dieser Nacht die schwarze Galeere!

Jan Norris' Auge sieht in der Nacht, es durchbohrt die Finsterniß wie den hellsten Tag, — —

Rettung — Rache!

Hüte Dich, Leone della Rota, Unheil brütet die Nacht. Achtung, Leone della Rota; es ist nicht die

Zeit, in Frauenliebe und Sicilianerwein sich zu betäuben! Habe Acht auf Dein Schiff, Leone della Rota, hüte Dich — hüte Dich vor der — schwarzen Galeere! — — — — — —

An Bord des Andrea Doria waren alle Befehle gegeben und ausgeführt. Noch drei Stunden und das genuesische Schiff trat seine Fahrt an, um sich mit den vier vorangegangenen Galeeren bei Biervliet zur Jagd auf die schwarze Galeere zu vereinigen. Das Schiffsvolk benutzte die kurze Frist, die ihm noch gegeben war, zum Schlaf, selbst die Wachtmannschaft an Deck schlief, und die Lunte des Mannes an der Laufplanke war erloschen, wie alle andern Lunten an Bord. Lag das Schiff nicht sicher genug unter den Mauern der Stadt und den Wällen der Citadelle?

Vom Hauptmast wirft die Schiffslaterne ein unruhiges, flackerndes Licht über das Verdeck. Aus den Fenstern der Cajüte fällt ein schwaches Leuchten auf die dunkeln Fluthen der Schelde, die darunter vorüberschießen.

In der Cajüte richtet sich von dem Lager Antonio Valani's der Lieutenant Leone della Rota in die Höhe.

„Es ist vorüber!" sagte er. „Er ist todt, hörst Du, bella Fiammina, er ist todt und — Capitän an Bord dieses Schiffes ist Leone della Rota! Hörst Du, Schönste; ich trete meine Erbschaft an, — auch Du bist mein; mit dem letzten Athemzeuge des Freundes bist Du mein geworden."

Von Neuem füllte der Lieutenant Spinola's den Becher mit Wein.

„Was wendest Du Dich ab und schauderst, schöne Myga? Er ist todt — sein Herz hat ausgeschlagen. Aber mein's schlägt noch wild und hoch. Wohl war er mein Freund; aber in Deiner Liebe räche ich ja seinen Tod."

Er hob den Becher und trank ihn aus.

„Ich bringe es Dir, armer Antonio, — auf hohem Meer sollst Du ein edles Seemannsgrab haben. Nicht am Lande sollen sie Dich verscharren; unter den luftigen Wogen sollst Du schlafen, wie's einem Genuesischen Kinde zukommt. In den Armen der Meerfräulein sollst Du schlafen —"

„Erbarmen, heiliger Gott, sende den Tod, rette mich, rette mich!" wimmerte das verzweifelnde Mädchen; aber der trunkene Leone lachte wild und gellend.

„Sieh mich nicht so an, Königin — heute mir, morgen einem Andern — das ist der Krieg, das ist das Leben. Meinst Du, ich soll jammern und Gebete murmeln wie ein Pfaff am Leichnam des Freundes? Ha, wären wir am Strande des ligurischen Meeres, mit Rosen und Myrten wollten wir uns die Haare kränzen, die schöne Nacht zu feiern! Im Namen der Rache, im Namen des Sieges, so komm' in meine Arme, Du wilde Geusin, so komm' und sei mein, Du holde Ketzerin."

Mit einem gellenden Schrei klammerte sich Myga van Bergen an den Pfosten des Lagers, auf welchem der bleiche, blutige Leib Antonio Valani's ausgestreckt lag. Bei dem Todten suchte sie Schutz! Aber mit wildem Lachen riß Leone della Rota die Unglückliche empor und in seine Arme. Mit glühenden Küssen bedeckte er ihren Mund und ihre nackten Schultern, — da klang ein dumpfer Fall über seinem Haupte, daß die Lampe an der Decke davon erzitterte. Ein Schrei! — ein Ringen — ein zweiter Fall — ein Stampfen und Trappeln vieler Füße — ein wildes Geschrei — der scharfe Knall eines Handrohres — der schreckensvolle, unheilvolle Ruf:

„Die Geusen! Die Geusen! Die Geusen an Bord! Verrath! Verrath! All' arme! All' arme!“

„Was ist das? diavolo!“ rief der Lieutenant, das Mädchen freilassend und nach dem Schwerte greifend. — — Von dem blutigen Lager hob sich noch einmal der Leib Antonio Valani's, noch einmal öffneten sich die Augen weit und starr und hafteten auf den Lieutenant:

„Schütze das Schiff — Ver — räther! Niederträchtig —“ ein Strahl schwarzen Blutes schoß aus dem Munde hervor, zurück sank Antonio Valani — der Tod hielt nun wirklich seine Beute.

Auf dem Deck ward nach dem Fall der ersten Wacht das Getümmel immer allgemeiner und lauter; das wirre, überraschte Schiffsvolk stürzte hervor mit den ersten besten Waffen in der Hand —

„Zu den Waffen! Verrath! Die Geusen!“

Flüche — Gestöhn — Rufe um Pardon.

Auf die Knie sank wieder Myga van Bergen, während der Lieutenant, das Schwert aus der Scheide reißend, die Cajütentreppe hinaufeilte. Auf dem Verdeck stolperte sein Fuß schon über Leichen und zu Boden liegende Verwundete. Wild wogte es hin und

her, und das Triumphgeschrei der Niederländer und der schreckliche Geusenruf: „Lieber Türk als Pfaff!“ fingen bereits an, den Waffenruf der so schrecklich aus dem Schlaf erweckten Genuesen zu übertönen.

Und immer noch kletterte es katzengleich an den Wänden des Andrea Doria empor. Auch die nächstliegenden Handelsschiffe und kleinen Kriegsfahrzeuge schienen überfallen zu sein, denn auch auf ihnen erhob sich Kampfgeschrei, fielen Schüsse, leuchteten Fackeln auf.

In Verzweiflung warf sich Leone della Rota den nächsten Feinden in den Weg, mit Zuruf und That seine Leute zum Widerstand ermuthigend. Auf dem Wachthaus am Kai erwachte eine Trommel und wirbelte den spanischen Weckauf.

„Die Geusen, die Geusen! Die Geusen vor Antwerpen! Verrath, Verrath, die Geusen in der Stadt!“

Fackeln irrten am Ufer umher, Lichter erschienen in den Häusern hinter der Stadtmauer.

„Lieber Türk als Pfaff! Victoria, Victoria! Die schwarze Galeere! Die schwarze Galeere! Victoria, Victoria!“ riefen die Geusen an Bord der genuesischen

Galeone, Alles vor sich niederwerfend. Pardon wurde nicht gegeben, was nicht niedergestochen und gehauen ward, wurde über Bord gestürzt. Das Wort: die schwarze Galeere! erfüllte die Herzen der Italiener mit wildem Grauen und brach mehr als Alles ihren Muth. Ein Theil floh an das Land, ein größerer Theil war im ersten Ueberfall niedergehauen; am Hauptmast, in dem Lichtkreis der Schiffslaterne kämpfte noch eine verzweifelte Schaar. Hier hielt der Lieutenant Leone della Rota mit den tapfersten seiner Mannschaft Stand und zuletzt drängte das ganze Gefecht sich hier zusammen. Schon war der Boden schlüpfrig von Blut und bedeckt mit Leichen; manch' tapferer Geuse fiel von dem Schwert des italienischen Lieutenants.

„Muth, Muth, tapfere Kameraden — an mich heran! Es kommt Hilfe vom Lande! Muth, Muth!" rief Leone, einen Seeländer zu Boden streckend; aber an der Stelle desselben erstand ein neuer Kämpfer, über den Gefallenen wegtretend.

„Vorwärts, vorwärts, Ihr Meergeusen! Nieder mit den welschen Tyrannen — nieder die Schandflagge! Herab vom Mast mit ihr! Kennst Du

mich Du welscher Schuft, — Du feiger Mädchenräuber?"

„Diavolo!" rief der Lieutenant, starr vor Schrecken und Verwunderung; doch faßte er sich sogleich. „Nicht ersoffen bist Du, Du Bettler? Hei, desto besser, — friß kaltes Eisen denn — da!"

„Da! Da! Myga! Myga! Rettung! Rache! Da, Du Hund, fahr' zur Hölle und grüß Deinen Spießgesellen von Jan Norris, dem Meergeusen!"

Zu Boden in sein Blut sank Leone della Rota aus Genua, und Jan Norris setzte dem Gefallenen den Fuß auf die Brust und schrie ihm in's Gesicht:

„Gerettet ist die Myga! Gewonnen ist das Schiff! Erzähl's in der Hölle!"

Damit stieß er seinem Todfeind das Schiffsmesser in den Hals.

Gefallen waren unterdessen auch die andern Genuesen, die sich nicht durch die Flucht gerettet hatten; der Kampf an Bord des Andrea Doria war beendet, und schon warfen sich die Geusen auf die Ketten, die das Schiff an den Kai fesselten.

In der Cajüte lag Myga van Bergen ohnmächtig in den Armen Jan's, welcher die Braut aus dem

schrecklichen Raume, aus der Gesellschaft des todten Capitäns Antonio Valani, forttrug, die Treppe hinauf in die freie Luft.

Noch dauerte das Gefecht auf einigen der ebenfalls von den Niederländern überfallenen Fahrzeuge fort, aber schon glitten einige derselben, von Geusenhänden gelenkt, in den Strom hinaus, und wild harmonisch erschallte der Gesang der Sieger durch die Nacht:

„Wilhelmus von Nassaue
Bin ich von deutschem Blut,
Dem Vaterland getreue
Bleib ich bis in den Tod —"

Vom Stern des Andrea Doria blies jetzt der Trompeter der schwarzen Galeere dieselbe Weise zur Stadt hinüber, und im wilden Chor fiel die siegreiche Mannschaft ein:

„Daß Euch die Spanier kränken,
O Niederlande gut,
Wenn ich daran thu' denken,
Mein edel Herz das blut't."

Selbst die zum Tod wunden Geusen richteten sich unter den feierlichen harmonischen Klängen vom Boden auf — die nicht mehr singen konnten, bewegten doch

die Lippen nach den Worten des Liedes. Auch Myga van Bergen erwachte dadurch wieder zum Leben, und lachend und weinend sang sie in den Armen Jan's den Freiheitsgesang mit.

„Sieh, ich halte doch Wort; unter Kanonendonner und Glockengeläut und Trompetenklang führe ich Dich heim! Gerettet, gerettet!" jauchzte Jan Norris.

Von der Citadelle ertönte ein Allarmschuß über den andern. Trommel auf Trommel fiel auf den Mauern und Wällen der Stadt ein in den ängstlichen Ruf der ersten am Kaikrahnen. Und immer lauter regte sich hinter ihren Mauern und Wällen die große flandrische Stadt, und manch ein bedrücktes, zorniges Herz schlug höher bei den stolzen, verbotenen Tönen, die so trotzig den spanischen Trommeln entgegenwogten und immer höher schwollen, je mehr jene dagegen ankämpfen wollten. Die Sturmglocken läuteten dazu von allen Thürmen. Und nun rasselte und klirrte es aus der Stadt und von der Citadelle herab hervor gegen den Kai; Fähnlein auf Fähnlein rückte auf die Stadtmauern, Fähnlein auf Fähnlein drängte gegen den Fluß herab.

Aber immer stolzer klang es über allen Tumult:

„Mein Schild und mein Vertrauen
Bist Du, o Gott, mein Herr,
Auf Dich so will ich bauen,
Verlaß mich nimmermehr,
Daß ich doch fromm mag bleiben,
Dir dienen zu aller Stund',
Die Tyrannei vertreiben,
Die mir mein Herz verwund't."

Tausend und aber tausend Herzen lauschten hinter den Mauern, die Paciotti um die Stadt Antwerpen baute, in süßem Zittern diesen Klängen; tausend und aber tausend Augen waren darum feucht.

Nun aber galt kein Besinnen mehr; die schwarze Galeere hatte ihre schönste Waffenthat ausgeführt, jetzt galt es, die Siegesbeute in Sicherheit zu bringen. Unter dem Schutz des Feuers der schwarzen Galeere gewann Jan Norris, der Befehlshaber an Bord des Andrea Doria, die Mitte der Schelde und fuhr stromab langsam an der Stadt hinunter. Sieben genommene kleinere Fahrzeuge schwammen bereits mit den Geusenschiffen voraus; die schwarze Galeere schloß den Zug.

Wie blitzte und krachte es von den Wällen Antwerpens; wie antworteten so gut die Geusenschiffe und

der Andrea Doria, der jetzt unter der Bettlerflagge, die Segel lustig geschwellt vom Morgenwinde, stromab fuhr, wie raufte Don Frederigo die Haare über solch' unerhörte That.

Feuer von allen Schanzen und Forts den Strom entlang!

Hoiho, hoiho, Geusenglück, Geusenglück! Was kümmert's die Meergeusen, ob die Spanier gut oder schlecht schießen? Die Wunden unter Deck, die Todten über Bord — — hoiho, hoiho, da flammt's wieder von der schwarzen Galeere auf, vor Fort Philipp! Bum — bum, das ist Cruys-Schanz auf der brabantischen Seite.

Nun aber haltet Euch gut, Ihr niederländischen Männer, der letzte Riegel, aber auch der gewaltigste ist zu sprengen.

Drunten im Morgennebel liegt Fort Liefkenhoek.

Drunten im Morgennebel liegt Fort Lillo.

Jetzt gilt's, Ihr Geusen, an die Geschütze, wer noch Hand und Fuß rühren kann.

Geusenglück! Geusenglück! —

Es war Alles bereit auf Lieffenhoek; der Commandant hatte Zeit genug gehabt, seine Anordnungen zu treffen: bereits um zwei Uhr hatte ihn der Hauptmann Jeronimo geweckt. „Nun, was gibt es, Sennor?“ hatte der Oberst gefragt, und der Alte hatte die Achseln gezuckt und gesagt: „'S mag sein Meuterei zu Callao, 's mag sein Aufruhr zu Antwerpen, ich ersuche Euch jedenfalls, auf den Wall zu kommen, Sennor.“ Aergerlich war der Commandant auf der südöstlichen Bastion seines Forts erschienen und hatte lange gehorcht. Eine Viertelstunde nachher hatte die Trommel wieder einmal die Besatzung auf die Wälle gerufen, und eine Stunde nachher hatte der Hauptmann gesagt:

„Sennor Oberst, ich würde die Schildwachen dieser ganzen Nacht erschießen lassen.“ — — —

Wie lange dauerte nun schon der Geschützdonner stromab die Schelde? Es war kein Wunder, daß Alles zum Empfang der schwarzen Galeere bestens auf dem Fort Lieffenhoek vorbereitet war!

Vor seiner Compagnie schritt der Hauptmann Jeronimo finster auf und ab, und je näher das Feuer kam, desto finsterer wurde er, das war so seine Art.

Er hatte das Spiel so lange mitgespielt, bis er desselben überdrüssig geworden war — nein, nicht überdrüssig! — bis es ihm so gleichgiltig geworden war, wie — wie das Athemholen. Der Hauptmann Jeronimo hatte nur nach gewohnter Art die Achseln gezuckt, als der reitende Bote quer über Land von Fort Perle aus, die erste nähere Kunde über das vor Antwerpen Geschehene brachte. Wie grimmig die Kameraden sich gebehrdet hatten; der alte Soldat von Alba, Requesens und Farnese hatte nur dem Boten den Rücken gedreht und war zu seiner Compagnie hingeschritten.

„Und dieses Volk vermeinen sie noch immer zwingen zu können?“ murmelte er. „Wie lange schon liegt die Blüthe Spaniens, der Kern seiner Kraft in diesem Boden begraben. Wehe Dir, armes Vaterland.“

Die Kanonen vor der Cruysschanze hatten sein Selbstgespräch unterbrochen. In den Morgennebel hinein fing es leise an zu schneien; man sah nicht drei Schritte weit.

„Ja, ja,“ murmelte der alte Soldat, „feuert nur blind zu! und horch — da ist sie schon wieder, diese gottverfluchte Weise, das Grablied von Spaniens

Macht und Ehre — paff, paff, so spart doch Euer Pulver, Ihr vernichtet sie doch nicht damit — ja, ja, schießt nur, schießt, das Lied klingt nur um so heller! O Teufel, man hat's zuletzt schon auswendig gelernt."

In den Geschützdonner hinein und den Klang der niederländischen Trompeten summte der Hauptmann Jeronimo:

„Ein Prinze von Oranien
Bin ich frei unverfehrt.
Den König von Hispanien
Hab' ich allzeit geehrt."

Er war noch nicht damit zu Ende, als eine Kugel dicht neben ihm in seine Compagnie einschlug und sechs Mann derselben todt oder verwundet zu Boden streckte. Von der genuesischen Galeone kam diese Kugel; Jan Norris auf dem Andrea Doria eröffnete sein Feuer im Vorüberfahren vor Fort Lieftenhoek. Das Fort antwortete sogleich auf die kräftigste Weise, jedoch ohne den Geusen einen bedeutenden Schaden zuzufügen.

Auf dem Deck des Andrea Doria stand neben dem Geliebten Myga van Bergen.

Ihre Augen funkelten; was kümmerten sie die

Kugeln der Spanier. Ueber dem Haupte des Brautpaars flatterte sieghaft das Geusenbanner, die herabgerissene Flagge Spinola's lag unter den Füßen der Beiden.

„Noch eine volle Lage, Burschen! Feuer! Feuer! Feuer! der Myga, meiner Braut, zu Ehren!" rief Jan Norris, den Hut schwingend. „Da geht die Bramsegelstange über Bord; 's thut nichts! Hurrah, Myga, süße Braut — frei Wasser! frei Wasser! Horch, wie die schwarze Galeere vor Lillo in's Zeug geht! Hurrah, hurrah, lieber Türk als Pfaff! Frei Wasser! Freie See! O süße, süße Myga, o holde, liebe Braut, wie lieb' ich Dich!"

„O Jan, Jan, auf so stolze Art ist noch nie eine Braut erobert worden! Was hast Du gethan um mich!"

„Ach, was ist's denn?" lachte Jan Norris. „Einen welschen Schiffslieutenant hab' ich niedergehauen und den Cadaver eines welschen Capitäns über Bord geworfen. Die schwarze Galeere hat Dich und mich gerettet — bis an die Sterne hoch die schwarze Galeere!"

Hoch! Hoch die schwarze Galeere! jauchzte das Schiffsvolk auf dem Andrea Doria, und weiter links

donnerte das schwarze Schiff seinen Gegengruß, unter den Mauern von Fort Lillo hinstreichend. — — —

„Laßt es gut sein," sagte der Hauptmann Jeronimo zu den Kameraden, die ihn vom Walle herabtragen wollten. „Laßt mich in freier Luft sterben, es wird mir leichter abgehen. Lebt wohl, Kameraden, lebt alle wohl — und haltet Euch gut. Ich sehe lauter junge, jugendliche Gesichter um mich her, — Kameraden, ich wünsche Euch mehr Glück, wie der alten Armee zu Theil geworden ist. Wir haben unsere Pflicht gethan — grabt nach auf dem Felde von Jemmingen, auf der Mockerhaide, bei Gemblours und vor Antwerpen, — es ist nicht unsere Schuld, daß — wir — noch — am — alten Flecke stehen! — Lebt — wohl, Kame—raden, — das alte — Heer geht zu Grabe! Lebt wohl und — Spanien — für immer, das arme — Spanien! . . ."

Der Hauptmann Jeronimo war todt, und stumm umstanden ihn Officiere und Soldaten der Besatzung von Fort Liefkenhoek.

Der Geschützdonner war verstummt. Glücklich hatten alle niederländischen Schiffe die spanischen Festungen mit ihrer Beute passirt. Aus der Ferne

klang aber noch immer das Lied von Fünfzehnhundertachtundsechzig:

„Vor Gott will ich bekennen
Und seiner ganzen Macht,
Daß ich zu seinen Zeiten
Den König hab' veracht't,
Weil daß ich Gott dem Herrn
Der höchsten Majestät,
Hab' müssen obedieren
In der Gerechtigkeit."

Meerwärts verhallten leise die Klänge, als das stolze Geusengeschwader mit seiner Beute, seinen blutigen Wunden und seiner Glorie in dem immer dichter werdenden Nebel stromab glitt.

Eine Grabrede aus dem Jahr 1609.

„Wir haben itzo miteinander, liebe Christen, anhero zur gegenwärtigen heiligen Stadt und Stell zu seinem Ruhebettlein begleitet den Weylandt Ehrwürdigen, Achtbaren und Hochgelarten Herrn M. Georgium Rollenhagium, alten Schul-Rectorem dieser unser löblichen Alten Stadt Magdeburgk. Verharren drauff nochmals bei einander, daß ihme ein Leich-Sermon möge nachgehalten und gethan werden. Daß nun solches unserm lieben Gott und Herrn zu seinen Göttlichen Ehren, den Betrübten zu sonderbarem Trost, zur Erinnerung unsers sündlichen, sterblichen Lebens, und endlich zu aller ewigen Seelen Heil und Seligkeit gereichen mögen, so laßt uns bevor den

Barmherzigen Gott und Vater umb Gnade, Hülffe und Beystandt des Heiligen Geistes hierüber bitten und anrufen, und mit wahrer Christlicher Andacht beten und sprechen das Heilige Vaterunser."

Diese Worte wurden gesprochen am Himmelfahrtstage des Jahres Eintausendsechshundertundneun, in der Pfarrkirche zu Sankt Ulrich zu Magdeburg von dem Magister und Prediger Aaron Burkhart, und leise und inbrünstig betete die in dem heiligen Gebäude versammelte Menge dieses Vaterunser mit.

Man begrub da einen frommen, guten, trefflichen, alten Mann, einen Dichter und Gelehrten, welcher wohl verdient, daß wir seinetwegen einen Blick in die vergangene Zeit und die menschenvolle Kirche des siebenzehnten Jahrhunderts, daß wir einen Blick auf den blumengeschmückten Sarg werfen.

Es stehen um diesen Sarg nicht nur die Verwandten, die trauernde Ehefrau mit den Söhnen in Wehmuth und Schmerz, nein, die ganze große Stadt begleitete den Rector und Scholarchen Georg Rollenhagen zu seinem Grabe. Da sind die ehrenvesten, hoch und wohlweisen Herrn Bürgermeister, Rathmannen und Innungsmeister in allem Schmuck und

Zierrath ihrer Würden, da ist die achtbare hochansehnliche Bürgerschaft im Feiertagsgewande, da sind in ihren schwarzen Chorröcken die Prediger zu Sankt Johannes, Sankt Jakob, Sankt Katharinen, Sankt Peter, zum heiligen Geist und so fort. Da sind auch die Pfarrherrn aus der Sudenburg und der neuen Stadt. Es umstehen aber auch den Sarg alle Schulen mit der gesammten Lehrerschaft, — einer trauernden von ihrem Hirten verlassenen Heerde gleich. Durch lange zweiundvierzig Jahre hat der Magister Georg Rollenhagen der Magdeburg'schen Schule vorgestanden.

„Wie dann in dieser ansehnlichen Versammlung ich ganz wenig acht', so nicht vormals des seligen Herrn Rectoris Discipuli oder in seiner Schule gewesen.“ —

Nun stelle ich mir vor, es habe an diesem Begräbniß- und Himmelfahrtstage die Sonne glänzend durch die bunten Fenster der Ulrichskirche geleuchtet und einen lieblichen Schein auf die offene Gruft, den schwarzen Sarg, die trauernde Wittib Magdalene Rollenhagen, die Söhne und die versammelte Menge geworfen. Fest glaube ich, daß es in dieser Begräbniß- und Auferstehungsstunde nicht geregnet hat, daß

ein Vorhang grauer Wolken den Frühlingshimmel verhängte. Fest glaube ich, daß in dieser Stunde, über dem offenen Grabe des Dichters das Licht den Tod besiegte.

Der Prediger Aaron Burkhart sagt freilich darüber Nichts; aber ich weiß ganz gewiß, daß ein heller Strahl der Sonne ihn umspielte, als er mit Thränen in den Augen stand und sprach:

„Uns insgesammt ist ein guter Freund gestorben, M. Georgius Rollenhagen, Seliger, welchen wir als Freunde in dieser ansehnlichen, herrlichen Frequenz, die letzte Freundschaft und Willen erzeigt und seiner Leiche nachgefolget. Euer lieber Vater, Ihr betrübten, nachgelassenen Söhne, ist gestorben; durch den zeitlichen Tod ist der betrübten, traurigen Wittwe ein mächtig Stück ihres Herzens, ihr lieber Ehemann, hinweggerissen. Ihr Schüler in der Schul' habt nunmehr durch diesen tödtlichen Abgang Eueren getreuen, langgedienten Praeceptorem verloren. Was sollen wir nicht billig in Gemeine sagen: Awe, wir sind sehr traurig, unsere Augen sind finster worden."

Ganz gewiß weiß ich, daß die Sonne schien, als der Prediger Aaron Burkhart anzeigte, er wolle an

diesem theuern Sarge sprechen über den apostolischen Text:

Cupio dissolvi, ich begehre aufgelöst zu werden, als welches Wort auch des Herrn Philippi Melanchthonis Symbolum gewesen sei.

Nun zeigt der Magister am Sarge in der Ulrichskirche, mit was für Stricken und Seilen der Mensch in dem Jammerthale der Welt — „ein gefangner Mann, ein armer Mann" — gebunden sei; aus welchen harten Banden der Tod ihn zu allerletzt erlöst; denn

„Das menschliche Leben ist alles Jammers und Elends voll und eine continua catena, eine zusammengeknüpfte Kette von mancherlei und vielem Unglück; der Tod aber ist das Ende alles Uebels, und dann erst ist es mit einem Menschen gut worden, wann man mit Schaufel und Spaten nach herschlägt." — Und Recht hat der heilige Augustinus, wenn er sagt: Ingressus debilis, progressus debilis, exitus horribilis. —

„Mit Weinen wir geboren werden,
„In Schwachheit wir zubring'n auf Erden,
„Des Todes Schrecken ha'n wir zum Gefährten."

Aus mancherlei geistlichen und leiblichen Stricken wünscht der christliche Mensch dem Magister Burkhart zufolge Erlösung; Aus dem Sündenstrick („Alle unsere Gerechtigkeit ist gleichwie ein besudeltes und beflecktes Tuch, so man ohne Reverenz für züchtiger Leut' Ohren nicht nehmen darf") aus dem Strick des Fluches des Gesetzes, aus dem Strick der ewigen Verdammniß, aus dem Strick der Versuchung.

Das sind die geistlichen Stricke, die leiblichen aber sind der Elendstrick (laqueus calamitatis) der Arbeitsstrick (laqueus laboritatis was dies für ein dicker Strick sei, wird ein Jeglicher wissen) der Neid- und Abgunststrick (laqueus livoris et hostilis insultationis ein Mensch ist des Andern Henker, ja Teufel) der Bettelstrick, der Krankheitsstrick, der Kummerstrick, der Todesstrick. — Mit allen diesen gräulichen Stricken bindet, aus allen diesen Banden löset nun am Himmelfahrtstage Anno 1609 der Magister Aaron den alten Rector Rollenhagen; — die Sonne glänzt, die Vögel singen vor den Kirchenfenstern; durch eine zerbrochene Scheibe ist ein Schwäberlein in das Gotteshaus geschlüpft und flattert mit dem „Kirchensperling" über der trauernden Menge und über dem Sarge des

Poeten und Gelehrten, als habe auch das Thierreich einen Abgesandten zu der Leichenfeier des Verfassers des Froschmäuseler's hergeschickt. Wir aber wollen, dritthalbhundert Jahr später, ebenfalls von dieser gefangenen und erlösten Seele, ebenfalls von der Geburt, dem Lebenslauf und Tod des Rectors Georg Rollenhagen erzählen, der werth und hoch zu halten ist:

„So lang Deutschland seine Sprach verstehet,
„Bis daß Himmel und Erd' vergehet."

Am Sonnabend vor Misericordias Domini, als am 22. April im Jahre 1542 nach der Geburt unsers Herrn Jesus Christus, wurde zu Bernau, einem Städtchen in der Mark, drei Stunden von Berlin, Georg Rollenhagen in diese Welt „lebendig durch göttliche Gnade" geboren und am Sonntag Misericordias Domini zum Sakrament der heiligen Taufe geschickt und getragen.

Sein Vater Gregorius Rollenhagen, ein Tuchmacher und Bierbrauer; seine Mutter war Euphemia Immen. Es taufte den Jungen der „Diener des göttlichen Wortes und Dispensator der Geheimnisse und Sakramente Gottes" Martinus Leo, der Prediger zu Bernau.

Nach der Meinung der Zeit und den Worten des Magisters Burkhart verfiel das Kind durch seine Geburt schon den Stricken der Sünde, des Fluchs, der Verdammniß und der Versuchung; der Rector aber ließ später unter sein Conterfei malen:

„Von Kopf geschwind, doch krank von Leib
„Bin ich, und arm daneben bleib.
„Die Jugend werd ich müssen lehren
„Der Abgunst auch nicht können erwehren.
„Doch wenn der Tod mich greifet an,
„Weiß ich, geschwind werd dahin gan;
„Was mach ich nun? Herr Jesu Christ,
„Ich glaub, daß Du mein Heiland bist.“

Schon in demselben Jahre 1542 kommt der Vater „von einer Unholden und Zäuberinnen vergeben“, auf ein langes Krankenlager zu liegen, auf welchem er manchmal sehr ärgerlich wird über das Weinen des kleinen Georg, „welchen vagitum pueri der kranke Vater nicht erleiden können und oftmals aus Ungeduld was anders dem Kindlein gedräuet.“ Dem bejammernswerthen Mann das schreiende Kindlein so viel möglich aus dem Gesicht und der Gehörweite zu entfernen, schleppt die Mutter es, wo es nur angeht, mit sich herum und bringt es im Herbste

dadurch in eine große Gefahr. Zur Erntezeit trägt sie es nämlich mit hinaus auf's Feld, wo sie die Schnitter beaufsichtigen will. Um schneller über die Stoppeln zu den Arbeitern gelangen zu können, legt sie den Jungen am Ackerrain auf der Knechte abgelegte Kleider, um ihn später daselbst wieder aufzunehmen. Aber aus dem an das Feld stoßenden Gehölz lauscht gierig ein Wolf der einschreitenden Mutter nach und schleicht dann blutdürstig gegen das arme Kind heran. „Solches nimmt die arme Mutter gewahr, vernimmt, was groß Gefahr vorhanden, rufet und schreyet, thut übel, lauft geschwind, und wird durch solches Geschrei der Wolf zurückgetrieben, abgeschrecket und das Kind aus derselben Gefahr durch sonderliche Verleihung und Schickung Gottes errettet und erhalten."

Der alte Rector hat diese Geschichte oftmals mit großem Gusto selbst erzählt, wir erzählen sie dem Magister Aaron Burkhart nach, welcher diese in seiner Grabrede von Neuem zum Besten gibt.

Immer ungeduldiger wird aber der elende, kranke Vater auf seinem Schmerzenslager, immer weniger vermag er die Lebensäußerungen des jungen Welt=

bürgers und Sängers in der Wiege neben seinem Bett zu ertragen, und die arme, geplagte Mutter weiß nicht, wo sie ihr Kind „dann hinthun möchte,“ bis sich ihr Vater Herr Johannes Immen, „vir optimus, pius et doctus“ desselben erbarmen will. Ihm wird nun der kleine Jung' ins Haus getragen, und der Großvater handelt wie ein wackerer Mann und rechter Vater daran. Er zieht ihn auf, hält ihn zum Studiren an, „versieht ihn mit einem Schüler,“ adoptirt ihn zuletzt und setzt ihn zu seinem Erben ein.

1543 wird der Vater Gregor durch den Tod von seinem Leiden erlöst; 1544 bereits tritt die betrübte Wittwe in einen neuen Ehebund.

Gut und fest hängt der Großvater dem Knaben den Arbeitsstrick um den Hals, er hat „traun nicht müssen müßig sein, mit Spielen und Spazieren die Zeit hinzubringen.“ Eine wunderliche ahnungsvolle Natur ist dieser Knabe. Im Jahr 1550 hält die Pest wieder einmal ihren Umzug und sieht nach, ob die Lande auch nicht zu voll, ob die Völker nicht zu übermüthig werden. Die Seuche befällt auch den kleinen Jürg, und, wie gebräuchlich, muß er sich „abgesondert halten und behelfen.“ Da hat er wun=

derbare Träume in seiner Einsamkeit und sagt voraus welche Nachbarkinder der grimmigen Krankheit erliegen werden. Glücklicherweise darf ihm selbst der Tod Nichts anhaben.

Anno 1556 muß der junge Vogel seinen ersten Ausflug thun, er wird nach Prenzlau an der Pommerschen Grenze geschickt, um dort weiter zu arbeiten in seinen angefangenen Studien.

„Da kömmt er da zu einem Bürger, Andreas Schmitt genannt, wird seiner Kinder Pädagogus. Hat er nicht da laboriren müssen? Fleißig ist er in der Schul gewesen und hat wohl zugenommen in seinem Studiren. Sonderlich gedenket er eines Condiscipuli, so Matthäus Saling genannt wurde, von Burg gewesen ist, und da soll unsers Herrn Stadtschreibers Johann Saling's Vetter gewesen sein, so nachmals im Lande zu Meckelburg ein Pfarrherr geworden, daß er viel Fleiß bei ihm gethan, sei ihm wie ein Engel gewesen, und habe ihm Anleitung gegeben, nützlich in Studiis zu procediren."

So berührt die holde Jugendfreundschaft zum erstenmal das lockige Haupt des Knaben; aber was sich eben erst gefunden und fest aneinander geschlossen

hat, das muß sich, nach dem bösen Lauf der Welt leider gar bald wieder trennen und von einander lassen.

Im Jahre 1558 finden wir unsern alten Rector als blutjungen Scholar auf der Landstraße nach Art der Zeit bald im Mangel bald im Ueberfluß, ein immerdar fröhlich frisches Wanderleben führend. Wir sehen den fahrenden Schüler, wie er jetzt langsam die baumlose Landstraße entlang, in der Sonnenhitze daherschleicht; wir sehen ihn, wie ihn das Unwetter unter das Dach des Bauern, in die Hütte des Waldwärters, in das Pfarrhaus treibt; wir stellen uns ihn vor, wie er im grünen Schatten liegend einen heißen Mittag und Nachmittag verträumt und im Traum Zwiesprach hält mit Baum, Büsch und Gethier; Zwiesprach, welche er nachher in seinem Froschmäuseler so vortrefflich in kurzweiligen Reimen aufschreibt. Aber nicht bloß mit Baum, Blum und dem, was da fleugt und kreucht, wird Zwiesprach gehalten, nein auch Landsknechte, Fuhrleute, Förster, Bauern, Bürger und Gelehrte wissen zu erzählen, und wie jeglich Vöglein, so singt auch jeglich Menschenkind aus einer andern Tonart; die Nachtigall

anders als der Kukuk, und der Herr Pastor, der eben mit einer lateinischen Standrede um ein Nachtquartier gebeten wurde, anders als der Zigeuner, der mit einer gestohlenen Gans in der Abenddämmerung aus einem Dorfe hervorschleicht und den jungen, hagern, verstaubten Scholar in der Eil' fast über den Haufen stößt.

Auf dem Wege zur berühmten Schule der alten Stadt Magdeburg befindet sich der junge Gelehrte; ihr Ruf schallt weit durch die Lande und lockte ihn von Prenzlau weg. Aber der Ausflug des jungen Vogels geht im Zickzack, und es ist nicht zu verlangen, daß er sein vorgesetzt Ziel gleich das erste Mal erreicht. Ueber Leipzig und Halle zieht der Scholar, oft genug von dem graden Weg abschweifend, gen Magdeburg, zu Mansfeld bleibt er hängen und kriecht beim Doctor Müller, dem Kanzler des Grafen als „Pädagoge" unter; „da hat er wieder laboriren müssen!" sagt Aaron Burckhart.

Zu Mansfeld am Hofe des Grafen regt sich zum erstenmal das hitzige Streiterblut des Jahrhunderts der Reformation in dem jungen Herzen, es fängt in dem Gehirn an zu sieden und zu kochen

und lagert sich in schwarzer Dinte auf weißem Papier ab.

Rector Scholae Mansfeldensis, Herr Josias Seidelius wird vom Superintendenten Herrn Cölius mit Absetzung bedroht, und Georg Rollenhagen, der Informator, fühlt sich bewogen, einzugreifen in den Pfaffenkrieg und für den Rector ein „Intercessionsschreiben einzuwenden.“ In Folge davon bleibt der Rector in seinem Amte; aber dem muthigen Ritter Jürgen wird gerathen, sich schleunigst aus dem Staube zu machen, wenn er sich nicht großen Unannehmlichkeiten und Gefahren aussetzen wolle, nach dem alten Wort:

„Wer will haben zu schaffen
„Der nimb ein Weib
„Und kauf eine Uhr
„Und schlag einen Pfaffen.“

So leiht Herr Ritter Jürgen dem guten Rath ein gutes Ohr, macht sich wiederum wohlgemuth auf die Wanderschaft und gelangt nun wirklich nach Magdeburg, im Jahre 1559.

Ein Empfehlungsschreiben an den Prediger zu Sankt Ulrich, Herrn Wiegand, trägt er in der Tasche, und dieser „commendirt“ ihn dem damaligen Schul-

rector Siegfried Sack, der introducirt ihn allhier in der Schul, verschafft ihm ein Hospitium bei Lamprecht Knust, einem Bürger. Von dem kömmt er zu Johann Heinizіger.

„Von dem weiter Anno 60 wird er der Wernern von Halberstadt, so bei Herrn Armbrosio Emmen, den er virum integerrimum nennet, zu Tische gangen, Privatus Praceptor. Sind da nicht wiederumb Labores gewesen? Und hat sich der Arbeitsstrick nicht ziemlich hart zugezogen?"

Ja wohl Arbeitsstricke! Im Schatten des Domes des heiligen Moritz, vor dem Katheder, welchen er einst selbst einnehmen soll, sitzt der Scholar:

„Zu hören der Gelehrten Brauch,
„Was sie berichten ihrer Jugend
„Von Gott, von Recht, von Ehr' und Tugend,
„Von der Natur, Himmel und Erd'
„Und aller Creaturen Werth.
„Warum alles stehe, warum alles fall,
„Und solcher Ding Ursachen all."

Ein guter Genius wacht über dem Knaben und sorgt, daß er nicht auf den Schulbänken verkümmere. Aus der alten Philosophen Sprüchen, der Geschichtsschreiber Lehren, der Poeten Bildern und Gleichnissen fischt er nicht bloß Partikeln und Satzconstructionen;

nein, das frische Wehen der Gegenwart wendet ihm die Blätter im Buche der antiken Welt um, die feurige junge Sonne, die durch die Fenster strahlt, erhellt ihm den Pfad der Gelehrtheit, verwandelt ihm den Schulstaub zu Sonnenstaub:

„Denn wie die Sonne hilft dem Gesicht,
„So ist die Kunst der Seelen Licht."

Und nun tritt das Jahr 1560 in die Welt; Georg Rollenhagen absolvirt die Schule Magdeburg und zieht gen Wittenberg, der heiligen Stätte des Lutherthums! Wie Moses vor dem flammenden Busch, möchte er am Thor seine Schuhe abziehen: er „tritt auf heiligen, geweihten Grund." Wie mag dem jungen Theologen zu Muthe sein, als er nun zum erstenmal in der Schloßkirche, am Grab des großen Doctor's steht? Was für wundersame Gedanken, Bilder, Ahnungen steigen in seiner Brust auf, als sich nun das Album der Universität vor ihm aufthut, und sein Name, Rectore Magnifico D. Teucero, dem Namensverzeichnisse zugefügt wird?

O selige Zeit! wie rauschen und sprudeln die Quellen der Gelahrtheit; aber wie rauschen und sprudeln auch die Quellen der Jugendlust!

Hat uns der Rector und Poet der „gelehrten Studenten Kunst" doch erzählt und billig sich selbst dabei ein wenig im Auge gehabt:

„Ich hab gelernt im frembden Land,
„Wie man Gott und seinen Willen kant;
„Wie man geniesset seiner gnad;
„Was gut und böß für außgang hat.
„Darnach lernt ich viel frembde sprachen,
„Der man bedarf zu allen sachen:
„Hebreisch, Griechisch und Latein,
„Deutsch, Slavonisch und all, die sein
„Von diesen Hauptsprachen entsprossen
„Und in der wurtz zusammen stoßen.
„Zudem lernt ich Tugend und Recht,
„Wie man das in der Welt auffbrecht:
„Welche Völker darüber hielten.
„Und welche ihren Muthwillen spielten.
„Endlich lernt ich die Natur kennen
„All Sternen, Beum, Kreut'r und Thier nennen;
„Alles außrechnen, messen und giessen;
„Singen, springen, fechten und schießen.
„Und was ein gut Gesell wissen soll,
„Das hab ich gelernt und kann es wol.

1563 ist das Triennium absolvirt, und ein Brief kommet von Halberstadt, höchst wahrscheinlich in Folge jener Freundschaft mit den Söhnen des Herrn Christof Werner daselbst. In diesem Briefe wird angefragt, ob der Student nicht Lust habe, Rector zu werden

an der evangelischen Schule zu Sankt Johannes in der alten Bischofsstadt; — zu Ende ist das Studentenleben; ins Philisterium rückt Jürgen Rollenhagen ein und zieht nach Halberstadt.

„Sind da nicht labores angangen? Hat daneben auch angefangen mit zu predigen und zur Kirchenarbeit sich mit anspannen lassen!" sagt der Leichenredner.

Noch aber trägt der junge Nacken die Last des Rectorats nicht allzu lange. Bereits 1565 finden wir den Jüngling wieder auf dem Wege nach Wittenberg. Mit sich führt er die Werner'schen Söhne, dieselben ebenfalls zu den Quellen der Weisheit zu leiten. Er selbst aber will Magister werden und fängt von neuem an, eifrig zu studiren. Auf das Studium der griechischen Sprache wirft er sich mit ganzer Seele, und sein Lieblingslehrer wird der „Hochgelehrte Medicus Doctor Veit Ortel von Winßheim Griechischer sprach Meister und Professor." Der liest mit seinen Schülern das Buch, welches „Homerus jungen Herren zur kurzweiligen Lehr vorgeschrieben und Batrachomyomachia das ist der Froschmeusekrieg genannt."

Und der Professor meint: es wäre in dem Buche

„eine solche weißheit, eine solche lieblichkeit, ein solcher außbund außerleßener Wörter und Reden, daß solche schlechte Händel in keiner sprach so künstlich, zierlich, prechtig und anmutig könnten vorbracht werden; wenn man gleich alle Poeten in der ganzen Welt sollte darüber zusammensetzen.“ In der Vorrede zu seinem Froschmäuseler aus dem Jahre 1595 aber schreibt der Rector Rollenhagen.

„Da wollten etliche freudige junge Gesellen ihrem lieben wolverdienten Praeceptori eine sonderliche freündschaft erzeigen und gleichsam einen scherzhaften Poetenkrieg ansagen. Machten aus des Doctoris eigener Lection und erklerung das Buch Lateinisch, Französisch, Deutsch. Damit sich zu erzeigen, das auch vielleicht zu dieser Zeit Leut weren, die etwas lernen könnten, wenn man ihren fleiß befördern, zur Ehren gebrauchen und belohnen wollte. Daran ihme denn ein sonderlicher grosser wohlgefall geschahe; daß er einen mit etlichen Kannen Wein, den andern mit einem Büchlein verehrte und vermanete, das sie also fortfahren wolten.“

In deutsche Reime bringt Georg Rollenhagen die Batrachomyomachie, und der griechische Doctor

gibt „anleitung, wie man Rathschlege von Regimenten und Kriegen nützlich hinein bringen und also eine förmliche Deutsche Lection, gleichsam eine Contrafactur dieser unserer Zeit daraus machen könnte."

So entstehen die ersten Umrisse des Buches, welches das deutsche Volk bis zum dreißigjährigen Kriege ergötzt, wo es durch das wilde Gebild einer schrecklicheren Zeit, durch den Simplicissimus leidergottes für eine Zeit in den Hintergrund gedrängt wird. Noch weiß der junge Student zu Wittenberg nicht, daß an diesem Manuscriptum sein Ruf und Ruhm haftet, der Kopf brennt ihm über dem Streben nach der Magisterwürde; die Handschrift des Froschmäuseler bleibt „unter der Bank beliegen" und wird „mit den Kinderschuhen vertreten, auch mit den Nüssen, wie man Lateinisch redet, hingeworfen." Am Concordientage 1567 unter dem Decanat Johannes Ferinarii wird Georgius Rollenhagius in magistrum promovirt, erhält den höchsten Grad in philosophia und ist unter den zweiunddreißig Candidaten oder Magistranden der Vierte. Einen Busenfreund hat er damals an dem Doctor Heinrich Brandes aus Braunschweig; der läd't ihn ein, mit ihm zur Erholung eine

Reise nach seiner Vaterstadt zu machen, und mit dem Freunde zieht Georg Rollenhagen nach Braunschweig, und von dort allein über Goslar zurück nach Wittenberg. Unterwegs werden wieder überall „gelerte Leute der Orter angesprochen und deren Freundschaft gesucht."

Mit diesem Ausflug schließt das Wanderleben des jungen Gelehrten ab; — ein hoch und wohlweiser Rath von Magdeburg beruft den Magister zu einem Prorector seiner Schule, und mit Freuden folgt der Magister dem Rufe. Doctor Franziskus Pfeil, sein späterer Schwiegervater, führt ihn in die Schule ein und nimmt ihn an seinem Tisch und in seiner Behausung auf. Rectore D. Edone hält er seine erste Lection de Zizaniis und verwaltet sein Conrectorat bis zum Jahre 1575. Da valedicirt der Rector D. Edo, und Georg Rollenhagen folgt ihm auf dem Lehrstul, vor welchem er sechszehn Jahre früher als Schüler saß.

In der Ulrichskirche am Sarge aber spricht Aaron Burkhart, während die Verwandtschaft leise schluchzt, die Menge aber ernst blickt, öfters als sonst die Nase schnäuzt und mit dem Kopf schüttelt:

„Ist also in die vierunddreißig Jahre Rector Scholae gewesen und mit den vorigen Jahren seines Prorectorats zweiundvierzig Jahre ein Bedienter dieser Schule blieben. Hier frag ich Einen, ob er nicht laqueos laboriositatis weidlich gefühlet und lang genug hat an seinem Leibe tragen müssen? — Schularbeit, was das für eine schwere Arbeit sei, werden wissen diejenigen, so es versucht und eine Zeit lang erfahren haben.

„Pulverem scholasticum — Schulstaub — nennet man die Schularbeit a variis molestiis, so sich dabei finden und begeben, drum Jener sagte: Se malle potius Augiae stabulum repurgare quam in pulvere scholastico desudare; er wolle lieber den Stall des Augias reinigen, als im Schulstaub die Seele ausschwitzen.

„Wie Er — unser Rector — nun in der Schule seine Arbeit verrichtet diese lange geraume Zeit hier, werden wissen und ihm Zeugniß geben seine Disipuli, derer wenig vorhanden sein werden, so nicht sagen müssen, daß sie auch mit zu der Zahl gehörig.

„Ein ansehnlicher Mann war er vom Leib und Person, wußte cum autoritate und gravitate zu

reden, wußte auch wohl seine Autorität mit Ernst zu erhalten. Hatte ein herrlich geschwind ingenium, war ein feiner theologus, wie dann seine Mutter zu diesem studio sacro sancto ihn consecrirt und er ex voto matris um so viel desto williger sich dazu begeben hatte. War auch in jure ziemlich erfahren und konnte in Noth einen guten Rath aus gutem Grund communiciren. In philosophia, in medicina, re herbaria war er wohl geübt; wie willig er war gegen seine Discipulos und Andere mit Remediis zur Pestilenzzeit oder in andern Krankheiten, reden und bezeugen billig, die seiner Bereitsamkeit Genuß gehabt haben.

„Was oft in Sommerszeit, in großer Hitze mit seinen Schülern er herbatum gangen und die simplicia gezeiget, derer Namen, Nutzbarkeit angezeiget, wer ist hier vorhanden, der das nicht weiß?

„Er war ein guter Orator, Poeta, Comicus, seine carmina, orationes und gedruckten Comödien so vorhanden, damit dieser Stadt auch nicht geringer Ruhm zugezogen, mögen davon weiter rühmen. Was er in Mathesi, in Astronomia, Astrologia gewußt und studirt, hat er nicht aus Abgunst bei sich behalten

und verhalten wollen, sondern gern mitgetheilt. Drumb was Anlauf wegen der thematum natalitiorum erigendorum, Nativitäten zu stellen, von fürstlichen, von adligen und unadligen Personen er gehabt, kann nicht unbewußt sein. Wie fleißig und stetiglich, ja täglich er die Witterung in Acht genommen, aufgezeichnet, laß ich reden die plaustra voluminum consriptorum so vorhanden, daraus ja eine rechte große mühselige Arbeit und Fleiß zu ersehen und zu vermerken. —

„Anno 73 ist er von den Herren Canonicis des Stiftes zu Sankt Sebastian allhier zu Magdeburg zu einem Prediger vociret worden; bis er endlich die Predigt des Stifts zu Nicolai auch dazu bekommen. Hat also bei seiner Schularbeit in die sechs und dreißig Jahr mit gepredigt, da er anfänglich den Catechismum, die Leidensgeschichte des Herrn und sonst mehr gepredigt; bis er endlich aus Gutachtung des hochgelahrten Herrn D. Sigfridi Sacci, Dompredigers zu Magdeburg allhier im Erzstift die fünf Bücher Moysis zu erklären in Gottes Namen fürgenommen; damit er auch viel Jahre nach einander zu thun gehabt hat. Und weil er in denen so wohl fortgekommen, hat er

oftmals zu wünschen pflegen: Gott wolle ihm doch das Leben fristen und gönnen, bis er seine fünf Bücher Moysis möchte absolviret haben. Gott hat ihn gnädiglich in seinen Wünschen und Begehren angesehen und das ihm gewährt; dann er in das 33. Capitel des fünften Buches Moysis mit seiner Erklärung kommen und die letzte Predigt gehalten vom Sterben Moysis des heiligen Mannes und Propheten Gottes, willens, die folgende darauf von seinem Begräbniß zu thun. Wie er nun auch die zu schreiben und zu concipiren angefangen, hat er zu Haus seiner lieben Hausmutter gesaget: Moysis ist nun todt; ich weiß nicht, wo ich ihn noch lassen und begraben werde!

„Es darf der Sorge nicht; mit seinem (eigenen) Begräbniß kömmt eher zu vor; heut wird er begraben und in die Erde gesetzet.

„Sein Confession und Glauben anlangend, wissen wir gar wohl, daß er die formulae concordiae und unsere Stadtconfessionen auch, wie gebräuchlich, unterschrieben habe. Hat auch vor etlichen Jahren auf Erforderung eines ehrenvesten Raths öffentlich eine Predigt de ascensione Domini in der Pfarrkirchen zu Sankt Johannis allhier gehalten. Hat gar oft

pflegen zu gedenken: Lutherum Seligen hab er zwar nicht gesehen, aber von Jugend auf sei er in dessen Lehr auferzogen. Herrn Melanchthonem habe er in seiner Jugend gehöret, wie dann auch zu Wittenberg Herrn Eberum, zu Leipzig Herrn Pfeffingerum.

„Aus diesem Oberzählten bedenke es Jedermänniglich was einen schweren Strick der Arbeit und Sorge er am Halse getragen habe die Zeit seines Lebens; darum in Befindung desselben er eine familiarem sententiam sich gemacht und oft gesagt hat:

Curis ad preces compellor
Et precibus curas depello.

Sorg und Arbeit zum Beten treibt.
Das Gebet die Sorg wiederumb vertreibt.

„Laqueus livoris, der Neidstrick, ist ihm auch nicht ferne abgelegen; wie er in seinem Concept gedenket. Viel Widerwärtigkeit, Feindschaft hat er auch von denen, so seine guten Freunde haben sein wollen, daß nie Böses und Betrugliches Er bei ihnen sich vermuthete, erfahren müssen. Aber er hat alles vergeben. Denn als ich ihn fragte, ob er auch seinen Feinden und Beleidigern aus Grund des Herzens alles vergeben? hat er geantwortet: Er hätte gar

keinen Feind, und gesprochen aus seinem Vaterunser: Vergieb uns unsere Schuld, als wir vergeben unsern Schuldigern. Wohlan, wir wollen jetzo nicht solches aufklauben und neu machen, sondern es zugleich mit ihm ruhen und schlafen lassen.

„Laqueus paupertatis, der Armuthstrick lag ihm auch ziemlich hart an. Bekannt's oftmals selbst, er hätte nicht viel zum Besten, er werde wohl nicht reich werden. Tröstet sich mit dem Exempel des Herrn Philippi Melanchthonis, wie der auch nicht viel zum Besten gehabt und den Seinen nicht viel nach gelassen habe.

„Laqueus aegritudinis, der Kummerstrick hing ihm auch herab; der fand sich mit ihm in seinem Ehestand, mit seinen lieben Kindern.

„Anno 1568 begab er sich in den Stand der heiligen Ehe nach Gottes Willen, und beleibt sich mit des vorgesagten Herrn D. Franzisci Pfeil's, dieser Alten Stadt Magdeburg damals Syndici lieben ehelichen Tochter Euphemia. Hat mit der Hochzeit gehalten die Faustae. 4.

„Gott der Herr hat sie zwar wohl in dem Ehestand gesegnet; aber aegritudines und Betrübniß

und Traurigkeit, das liebe Kreuz ist nicht ausblieben. Sechs Kinder haben sie in dem Ehestand mit Gottes Segen gezeuget.

„Anno 70 ist ihnen geboren ein Söhnlein, Franciscus genannt, welches am Jammer bald gestorben. Da find't sich schon der Kummerstrick.

„Anno 71 wiederumb gab ihnen Gott einen Sohn, so Tobias genannt, ist auch alsbald gestorben. Das muß wiederum eine sehr harte Strengung gewesen sein.

„Anno 72 wird ihnen geboren eine Tochter, Dorothea genannt, welche sie mit göttlicher, gnädiger Verleihung fortgebracht, so auch noch am Leben. Und hat gefreyet den ehrwürdigen, achtbaren und wohlgelahrten Herrn Christophorum Strauß, Pfarrherrn zu Osterburg, meinen günstigen guten Freund, so itzo anwesend bei dieser Leichbestattung. Gott wolle ihn sammt seiner lieben Hausmutter in solcher Betrübniß trösten und sie sammt den Ihrigen gnädiglich erhalten.

„Anno 74 hat seine — des Rectors — Hausmutter wiederum einen jungen Sohn, den nennen sie Samuel. Bringt denselben wohl fort, bringt ihn

auch wohl an; denn in der Nachbarschaft auf einem Dorf Förderstädt ist er ein Prediger worden; aber lebet der nicht lang. Ist immer krank, stirbt auch endlich, da er die beste Freude und Lust, ja Trost an ihm hätte haben sollen. En laqueus aegritudinis!

„Anno 76 haben sie miteinander eine Tochter, so Martha genannt; stirbet auch.

„Anno 78 Abermals eine Tochter, kommt aber todt zur Welt. Sehet Betrübniß, Bekümmerniß über Bekümmerniß. Was noch mehr? es ist nicht genug!

„Anno 80 stirbet sein lieber Schwähervater D. Franziscus Pfeil, Syndicus, im April.

„Im Mayen, den 1. Maii sein liebes Eheweib. Seine liebe Euphemia wird durch den zeitlichen Tod hinweggerissen. Da ist er Wittwer! Da ist aegritudo!

„In solchem Wittwenstand sich lang zu halten, ist ihm nicht gerathen gewesen wegen seiner lieben Kinder. Drumb:

„Anna 81 Er zum andern Mal sich begiebt in den heiligen Ehestand und freyet seine Magdalena, die

jetzt nachgelassene betrübte Wittwe, die Gott gnädiglich trösten wolle. Die holet er aus einem Kloster Isenhagen, bei Lüneburg gelegen. Ihr Vater war Antonius Kindelbruck, ein männlicher, wohlversuchter Kriegsmann, welcher zu Metz, an der französischen Grenze gelegen, im Krieg inter Carolum, den Fünften dieses Namens, Römischen Kaiser und Mauritium von Sachsen umkam und allda in einer Kirchen soll begraben liegen. — Mit derselben hielt er seine Hochzeit die Agathae. —

„Mit dieser seiner lieben Hausehre hat er gelebet im Ehestand siebenundzwanzig Jahre und mit derselben sechs Kinder gezeuget.

„Erstlich haben sie miteinander einen Sohn gezeuget, so Daniel ist genannt worden. Den läßt die Wartfrau vom Arm fallen auf die Erden, bricht den Rücken entzwei und stirbet. Da findet sich in diesem Ehestand der laqueus aegritudinis wiederum.

„Der andere Sohn ist Gabriel genannt worden, so itzt ein Vicarius in summo templo allhie zu Magdeburg.

„Der dritte Sohn ist Jonas, ein Studiosus medicinae, so neulich von Paris aus Frankreich ankommen.

„Der vierte Sohn ist David, der fünfte Caspar; beide studirend.

„Diese Vier sind noch beim Leben und haben ihrem Vater zu Leich nachgefolget. Gott erhalte sie lange sämmtlich und tröste sie.

„Der sechste Sohn Elias genannt ist kaum eines Vierteljahres alt geworden und gestorben.

„Hierbei in dem Ehestand, was sie Kreuz und Betrübniß da gefunden, wird die betrübte nachgelassene Wittwe gar wohl wissen und erfahren haben!

„Jedoch aber nichts desto weniger hat der getreue Gott, der wohl weiß Maaß zu halten in allen Sachen und Versuchungen, nicht allezeit betrübt, sondern auch zuweilen wiederum erfreuet. Dann ihm — dem Herr Rector — ansehnliche gute Vocationes und Bestellungen sind aufgetragen und angemuthet worden; daraus er dann gleichwohl seine Ergötzlichkeit hat nehmen können.

„Er ist gefordert worden gen Zerbst zu Sanckt Bartholomäi, gen Leipzig, Wittenberg, Helmstedt, Frankfurt an der Oder zu Professionen; gen Brandenburg in der Neustadt zum Predigtamt. Welche doch Er anzunehmen seine bedenklichen Ursachen gehabt hat.

„Nach Hof ist Er oftmals gefordert worden, und sein ihm herrliche Bestallung zugesagt; aber Er setzet: propter inconstantiam aulicam hab er nie Lust gehabt dahin, auch von seinen alten Vorfahren und Freunden gehört: die Rollenhagen hätten nie zu Hofe gut Glück gehabt; darum er wollte lieber frei sein als gebunden.

„Bei denen vom Adel ist er sehr lieb und angenehm gewesen; haben ihn gern bei sich gesehen und mit sich sein lassen, Ihn oftmals auch gefordert und mit Verehrungen und Beneficien wohl in Acht genommen. Sonderlich rühmt er die adeligen Familien der Asseburger, Alvensleben, Schulenburger, Münchhausen, Dorstädter et aliorum. Viel Meißnische vom Adel und böhmische und österreichische Herren haben große Freundschaft mit Schriften und andern Mitteln zu ihm gehabt.

„Unter der Bürgerschaft hat er dennoch auch gute Leute gehabt, die ihm gewogen und zugethan gewesen, obschon nicht alle, denn:

Schwierig ist's allen Menschen zu Gefallen zu leben.

„Zu wissen aber hat man daneben auch, daß, wie

wir alle mit einander er auch ein Mensch gewesen und dann auch ein armer sündiger Mensch. Wie er dann solches bekennt und frei gestanden, wie ich gehöret. Hat auch seine Mängel, Fehl und Gebrechen gehabt; engelrein kann man ihn nicht nennen. Denn wer ist, der da nicht sündiget? Ja, die Allerheiligsten haben nicht allezeit den Becher aufgericht't getragen und reine gute Seide gesponnen. — — — Tret her Einer, der sich bedünken läßt, daß er mit seiner Sachen so klar und just stehe; werfe auf den ersten Stein! Gelt, wo Einer kommt? Du wirst wohl ein Häcklein im Nacken haben, das Dich zurücke hält!" —

Nun kommt der Redner auf die leiblichen Gebrechen und Krankheiten, die der Selige in seinem langen Lebenslauf zu tragen gehabt hat, die Krankheitsstricke, mit welchen er gebunden gewesen ist. Scharbock und Pest zählt er auf; berichtet, daß der Rector in seiner Jugend von einem Tabulet herunter gefallen sei, theilt mit, daß er oftmals am Bauchgrimmen, Flüssen, Husten, salzigen Dämpfen im Haupt, Fiebern, dem spanischen Pip und andern Uebeln mehr laborirt habe. Er erzählt uns ausführlich davon und läßt nichts aus, fügt auch hinzu:

„Was für Noth von Cholicis doloribus er gehabt, wird wissen und davon reden können der hochgelahrte Herr Doctor Hermeranus Bulderkarr, verordneter alter Medicus dieser Stadt, der ihn curirt hat."

Wir aber wollen diese Litanei menschlicher Schwachheiten und Hinfälligkeiten dem ausführlichen Grabprediger nicht nachspinnen; hat doch der selige Herr Rector selbst unter sein Bildniß geschrieben:

— wenn der Tod mich greifet an,
Weiß ich geschwind werd dahin gan.

Ist „endlich der letzte Morbus, die letzte Krankheit, zu ihm getreten, die mit ihm zum Tode und Ende geeilet und gearbeitet." Acht Tage vor Christi Himmelfahrt hat er bei einem Begräbniß in Sankt Jakobs' Pfarr gegenwärtig sein müssen, daher kommt er krank, von Fieberfrost geschüttelt nach Haus und legt sich auf's Bett, um nicht wieder davon aufzustehen. Freilich „präscibiret" der Doctor Bulderkarr Medicamente, nach denen er sich „woll tausend Gulden besser" befindet; aber

„Kein einiges Gesetze
„Steht im Justinian,
„Das durch die schwarzen Netze
„Des Todes reißen kann."

wie ein anderer treffliche Poet, Herr Martinus Opitz von Boberfeld, singt. Weder Hermeranus Bulderkarr noch der andere Doctor, Herr Franz Berkey, vermögen durch ihre Kunst und Wissenschaft das hohläugige Gespenst mit der Sichel, die alles Lebendige wie Gras wegmäht, aus dem Krankenzimmer zu vertreiben, und es spricht der Magister Aaron am Sarge:

„Wird darnach um sieben Uhr Abends (am Sonnabend) zu mir geschicket, komm auch eilend bald darauf zu ihm hin, befinde ihn sehr schwach — die Brust kocht mit ganzer Macht, redet aber noch deutlich und verständlich. Sind bei ihm seine Söhne und etzliche Schulcollegen. Frage darauf, ob er auch in seinem Herzen behalten wolle Christum Jesum, und bei demselben bleiben. Antwortet er:

„Wo sollen wir dann fliehen hin,
„Da wir mögen bleiben?
„Zu Dir Herr Christ alleine.“

„Ich fragte, ob er auch in seinem Herzen vergeben hätte Allen, die ihn beleidiget? Antwortet er: er hätte gar keinen Feind und fing an: Remitte nobis debita nostra, sicut et nos dimittimus debitoribus nostris, vergieb uns unsre Schuld, wie wir vergeben

unsern Schuldigern. Ich fragte ihn auch, ob er es dafür halte, daß er einen gnädigen Gott und Vater im Himmel habe? Antwortet er: Cor contritum et humiliatum Deus non despiciet, ein zerbrochen und zerschlagen Herz wirst du, Gott, nicht verachten. Ich fragte, ob er auch glaube eine Vergebung der Sünden und ein ewiges Leben? Antwortet er: Amen, cupio dissolvi, ich begehre aufgelößt zu werden. Fragte ich, ob er auch wolle ein geistlicher Ritter und Ringer bleiben? Antwortet er: Militavi et adhuc militabo!"

Und so kämpft der alte Rector durch lange Stunden mit dem Tode; bis es allmählig still wird, und der Magister Aaron sich über den Kranken beugt und leise spricht:

„Behüte seinen Ausgang aus diesem Leben und Hingang zum ewigen Leben!"

Und dann drückt man dem Rector die einst so klaren Augen zu, und groß Wehklagen und wilder Jammer erfüllt das Sterbegemach. Aber in der Ulrichskirche am Himmelfahrtstage ruft Aaron Burkhart mit dem Psalmisten:

„Er ist nun fröhlich, sein Mund ist voll Lachens

und ist voll großer Freude wie ein Träumender. Er ist nun aus dieser Schularbeit in die himmlische Academiam, Freud und Freundschaft derselben versetzet. Nun kann er singen und jubiliren:

Streit ist entzwei und ich bin frei,
Der Nam des Herrn steh mir bei,
Des Gott's Himmels und Erden.

„Solche Freude wollen wir ihm nicht mißgönnen, dazu gratuliren und wünschen eine fröhliche Auferstehung mit dem Leibe zum ewigen Leben.

„Bitten, Gott wolle uns allen auch in Gnaden helfen zu seiner Zeit zum seligen Ende, ja verhelfen zum ewigen Leben. Bitten, er wolle trösten die nachgelassene Wittwe und die Betrübten; denen er, ein Vater der Waisen und ein Richter der Wittwen, nimmt sich ihrer Noth an und schaffet ihnen Recht. —

„Woll' ihm lassen befohlen sein, das geistliche und weltliche Regiment sammt dem Hausstand; insonderheit unserer Schul wiederum zu seiner Zeit zeigen eine taugliche qualificirte Person zu solcher Schularbeit, damit also in unserer Schul mögen Leute erzogen werden, die dermal eins ihm in seiner großen Haushaltung wohl dienen können.

„Gott woll' ihm lassen befohlen sein die Noth der ganzen Christenheit; abwenden alles, was schädlich ist und geben, was uns sämmtlich an Leib und Seel zu diesem und jenem Leben, hie zeitlich und dort ewiglich, möge nöthig, dienlich und selig sein, um seines lieben Sohnes Jesu Christi willen.

„Wer nun solches mit mir begehrt, sprech Amen und bete mit Andacht das heilige Vater Unser!"

Und sie beteten mit dem Leichenredner: die Verwandten, die Herren vom Rath, die Bürger, die Schüler, die Männer, die Frauen und die Kinder. Sie senkten den Leib des Dichters und Gelehrten hinab in die dunkle Erde; aber die lichte Frühlingssonne sah über die Schultern und Köpfe der sich drängenden Menge mit in die schwarze Gruft und lächelte, als wollte sie sagen: wie thöricht Ihr Euch doch härmt! Glaubt Ihr wirklich meinen Dichter zu begraben? wer hat jemals einen Dichter begraben? Laßt nur den schwarzen Stein fallen auf die Grube; Stein ist Stein, Asche ist Asche; aber Geist ist Geist und zersprengt und zerstört Stein, Erde und Asche!

Die Sonne wußte wohl, warum sie über die thörichten Menschen lächelte; — das Licht und die

Geister verstehen einander, ganz nahe Verwandte sind sie und grüßen sich, wo sie einander begegnen. Die Sonne wußte wohl, daß der alte Rector Rollenhagen noch lange nicht todt sei, und „Doctor Sperling," der „bunte Kirchsperling," welchen Herr Georg Rollenhagen so trefflich besungen, hatte auch eine Ahnung davon. Ueber dem Grabe, zu Haupten des schwarzen Sarges sang er auf der ausgestreckten Hand des Apostel Paul's an der hohen Säule und zwitscherte so freudig und lustig seinen Glauben an die Unsterblichkeit der Dichter, der Sänger und an seine eigene Unsterblichkeit aus, daß sich manch ein geneigt Haupt auf sein helles Rufen erhob.

Sie legten den wuchtigen Stein auf das Grab und verließen nnter den Klängen der Orgel die Ulrichskirche. Sie suchten ihre Häuser mit allen ihren eignen Sorgen und Nöthen wieder auf. Auch die Wittwe, die Kinder und übrigen Verwandte gingen. Zuletzt blieb der Magister Aaron allein in dem leeren, weiten Gotteshause, neben dem Grabe des alten Freundes zurück. An die Kirche gränzte der Pfarrgarten von Sankt Ulrich, und eine Thür führte aus dem Garten in die Sakristei. Durch diese Thür lugte

ein kleines Mädchen, das Töchterlein des Predigers Aaron Burkhart. Es hatte das Schürzchen aufgenommen und es mit Blüthen und Grün aller Art gefüllt. Leise schlich es und furchtsam durch die stille, feierliche Kirche zum regungslosen Vater. Leise zupfte es den Vater am Aermel des schwarzen Chorrocks, und der Magister schreckte zusammen und sah auf. Er hob das blondgelockte Kind mit allen seinen Blumen und grünen Ranken auf den Arm:

„Schütt aus Dein Schürzlein!“ sagte er. „O liebes Herz, wir haben da einen guten, trefflichen Mann zur Ruhe gelegt; — gieb ihm Deine Blumen, denn er hat uns auch manche Blüthe vom Lebensbaum gebrochen und sie uns dargeboten auf güldener Schale.“

Mit Frühlingsblumen, buntfarbig und duftend bedeckte das Kind das Grab des Dichters, nachdem der Vater vor dem Volk über dem Sarge geredet hatte.

Das war das Begräbniß Domini M. Georgii Rollenhagii an unsers Herrn Himmelfahrtstage, anno MDCIX.

Das letzte Recht.

Eine Novelle.

I.

Als das heilige römische Reich noch aufrecht stand, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, waren, wie der geschichtskundige, großgünstige Leser weiß, im Südwesten des armen, blutenden, knochenkranken Deutschlands die freien Städte so häufig wie die Pilze, und die unmittelbare Reichsritterschaft war noch häufiger. Mit letzterer beschäftigen wir uns vielleicht später einmal, wenn uns Gott das Leben schenkt; heute wollen wir eine Geschichte erzählen, welche in einer jener Städte vorging, die der arggerupfte kaiserliche Adler mit seinen kraftlosen Flügeln überschattete, in einem winzigen, lieblich gelegenen Ding mit uralten moosigen Mauern, Thürmen und Thoren, zwei alten Kirchen,

wenig Nahrung und Verkehr, aber viel schwarzbemäntelten, gravitätischen, perrückentragenden Rathsherren und Patriziern und einem Bürgermeister, der an gravitas natürlich Geschlechter und Plebejer weit und hoch übertraf.

Rothenburg im Thal wollen wir das Städtlein nennen, obgleich es nicht so hieß; Hindernisse, die wir nicht aus dem Wege räumen können, versperren uns den Pfad zu dem wahren Namen desselben. So mußten wir uns bescheiden, nur leise den Schauplatz, auf welchem unsere Tragödie spielt, anzudeuten, ehe wir dramatis personae, die Figuren unserer Geschichte einführen und agiren lassen.

Klein ist unser Schauplatz im Vergleich zu dem des großen Trauerspieles, welches zur selbigen Zeit die Weltgeschichte aufführte. Der spanische Erbfolgekrieg ist im vollen Gange; zu Frankreich stehen Baiern und Köln; aber das Reich hält zu Oesterreich, und am dreißigsten November Siebenzehnhundertzwei ist auch zu Rothenburg im Thal unter Trommelschlag der Krieg gegen Ludwig den Vierzehnten bekannt gemacht worden.

Nun ritt vor acht Tagen ein Bote in die Stadt,

dem Rath den Sieg des Prinzen Eugenius und des Herzogs von Marlborough bei Höchstedt und Blenheim zu notificiren. Unabsehbare Züge unglücklicher verwundeter, halbverhungerter gefangener Franzosen wurden durch die Stadt geschleppt, und die gutmüthigen barmherzigen Seelen, die deutschen Reichsstädter und Reichsstädterinnen, hatten tausendfach Gelegenheit, ihre mitleidigen Herzen zu zeigen. Durch die Stadt wurde auch der Marschall Tallard in einer wohlverwahrten, von Dragonern und Musquetirern umringten Kutsche geführt, und Bürgermeister und Rath mochten mit Recht frohlocken, daß sie nicht zu Baiern und Köln sich geschlagen hatten.

Wenn man die kleine Stadt so im Sonnenschein des Augusts 1704 in ihrem Thal am Ausgange der Berge liegen sah, halbversteckt durch Weinranken und Obstbäume, so hätte man es wirklich nicht für möglich halten sollen, daß es so viel Unglück, Haß, Zwietracht und tollen, blindwüthigen Ehrgeiz und Geiz in der Welt geben konnte. Es war leider aber doch damit also bestellt, und Eigennutz, Haß, Streit und Neid gab es nicht nur zwischen den grausam hohen Potentaten, zwischen Kaiser und Reich, der Königin von

England, den hochmögenden Generalstaaten und dem allerchristlichsten König: auch in den engen morschen Mauern der kleinen Reichsstadt gingen dieselben bösen Geister um und schufen Wirrsal und Trübsal.

Zwischen zwei Bergen, die ziemlich schroff gegen die Ebene hin abfielen, lag, wie gesagt, die kaiserliche freie Reichsstadt Rothenburg. Auf der äußersten Bergspitze zur Linken, auf der Römerschanze stand ein alter Wartthurm, der „Lug in's Land," höchst wahrscheinlich auf römischem Fundament; gegenüber auf dem Vorsprung des Herrenberges lag die Scharfrichterei, und zwischen dieser und dem Wartthrum lief im Thal unten die Stadt gegen das Römerthor zu aus. Dicht neben dem Römerthor an einem kleinen freien Platz stand ein altes, dunkles, einst jedenfalls sehr stattliches Gebäude, welches sich jetzt aber im höchsten Verfall befand. „Zur Silberburg" wurde es genannt, und um die Silberburg, die Scharfrichterei und den Lug in's Land streift auf Eulenflügeln unsere Geschichte.

In der Silberburg wohnte im Jahre 1704 Christian Jacob Heyliger, einstiger Zinsmeister der Stadt, mit seiner Tochter Laurentia nun schon lange

Jahre in tiefster Zurückgezogenheit. Auf dem Lug in's Land hauste als Wächter Friedrich Martin Kindler, dessen Sohn Georg, genannt der schwarze Jürg, vor einem Jahre mit wundem Arm und wunder Brust aus dem Franzosenkriege heimgekehrt war. Auf der Scharfrichterei saß, ebenfalls seit einem Jahre, der neue Henker der Stadt, Wolf Scheffer.

Da in jener Zeit, welche einige Leute ihres Glaubens, ihrer deutschen Biederkeit, Einfachheit, Treue und Gottesfurcht wegen willens sind, für die „gute alte" zu nehmen und sie uns Kindern des Tages solchergestalt bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit vor die Nase zu halten, das Amt eines Scharfrichters keine Sinecure war und da Uebung den Meister macht; so gab es damals die vortrefflichsten Meister in der schrecklichen Kunst, die Mitbürger dieser Welt auf die schmerzhafteste Weise zum Geständniß oder zum Tode zu bringen, und vor Allem konnte die freie Stadt Rothenburg stolz sein auf ihren Henker und war es auch. Wolf Scheffer war ein Schatz, ein Künstler in seinem Fach. Stets wurden Galgen und Rad auf das Kunstgerechteste versorgt, und wahrhaft meisterlich die blinde Göttin Themis und ein hoch=

weiser Rath in dem Peinigkeller unter dem Rathhause unterstützt. Wie aber die Stadt in den Besitz dieses Schatzes kam, wie der vorige Scharfrichter mit Tode abging und Wolf Scheffer sein Nachfolger wurde, muß jetzt erzählt werden.

Vor ungefähr einem Jahre waren die Herren Scabini von Rothenburg in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt worden, dem eigenen Nachrichter wegen eines nicht von Amtswegen geschehenen Todtschlags im hochnothpeinlichen Blutgericht das Urtheil sprechen zu müssen, und nur ein Postreiter vom Kriegsschauplatze her konnte die Stadt in eine ähnliche Aufregung bringen, wie dieser unerhörte Fall. Man konnte doch unmöglich von dem armen Sünder verlangen, daß er sich selbst, eigenhändig, an den vorhandenen eben so schönen als dauerhaften Galgen hänge! In vollkommener Rathlosigkeit rathschlagte man über dies Unicum; Briefe wurden an alle benachbarten Städte, welche sich des Blutbannes rühmten, um freundnachbarliche Aushilfe geschrieben; aber das Unheil und der Zufall wollten, daß dem Bitten des Rathes von Rothenburg aus dem einen oder andern Grunde nirgends Folge gegeben werden konnte. Da gab es viel

Kopfschütteln, und mehrere Tage hindurch war das Städtlein von dem aus den Perrücken aufsteigenden Puderstaub in einen leichten Duftschleier gehüllt. Da gab es viel Raisonniren und Schwadroniren zu Haus und in den Schenken, und zuletzt mußte ein hochedler Rath in den letztern ein Mandat anschlagen lassen, durch welches den witzigen Köpfen verboten wurde, die „Fatalität“ zum Thema ihrer Untersuchungen zu machen.

Seinen Bürgern konnte der Rath nun wohl das Spotten und Lachen verbieten; was aber den armen Sünder selbst betraf, so ging das doch nicht an. In seinem Gefängniß über dem Römerthor lachte und spottete der Meister Hämmerling nach Herzenslust und brachte seine letzten Lebenstage so heiter und vergnügt als möglich zu. Die Durchpassirenden konnten bis tief in die Nacht hinein vernehmen, wie er Hohnlieder sang auf eine gute Stadt und einen hochweisen und hochverlegenen Rath. Kein Schöffe mochte zuletzt mehr durch das Römerthor gehen; denn jedesmal, wenn solches geschah, zwängte sich durch das enge Gitterfenster des Kerkers ein wildes, grinsendes, roth-haariges Menschenhaupt, und eine gefesselte Hand drehte

dem Herrn eine höhnische lange Nase. Nicht zu ertragen war das Aergerniß, und das Schlimmste war, daß zu allem Andern der Kerl auch sehr schwer auf dem Stadtseckel lag. Ein altes Gesetz verordnete, daß wenn ein Urtheil Jemandem zuerkannt war, bis zur Ausführung des Richterspruches dem Verurtheilten an Speise und Trank gegeben werden solle, was er verlange, und zwar auf Stadtkosten. Nun war der jetzige Delinquent in seiner unschuldigen Jugend Küchenjunge bei einem dicken, nahrhaften holländischen Gesandten am Hofe zu Wien gewesen, wußte, was das Herz erfreute, und war gar nicht blöde, das Erfreuliche zu fordern. So herrschte denn zu jeder Tageszeit ein sehr leckerer Duft von Gesottenem, Geschmortem und Gebratenem um das Römerthor. Selbst die Mauergewächse schienen in dieser Atmosphäre ein gedeihlicheres Ansehen zu gewinnen und frischer zu grünen; der Stadtkoch aber kam nicht aus dem Schweiß, der Rathskellermeister nicht aus dem Trab, und der Stadtkämmerer hätte blutige Thränen weinen mögen.

So standen die Sachen, und im Geheimen war man bereits halb einig im Rath, dem Kerl im Thurm

ein Loch zu öffnen und ihn entwischen zu lassen, um so endlich dem Elend und Aergerniß ein Ende zu machen. Da verlangte eines Abends, als der regierende Bürgermeister sich eben zu einem Nachtessen, welches lange nicht so gut war, als das des Gefangenen im Thurm, seufzend niederlassen wollte, ein Fremder, den ehrbaren Herrn zu sprechen, und ward vorgelassen. Er erschien als ein Mann von gar absonderlichem Ansehen; hager, sehnig, gelb, mit einem spanischen Bart und einem großen schwarzen Pflaster über dem linken Auge. Nicht sehr groß, war er doch mit ungemein langen Armen begabt, bewegte sich gar nicht unzierlich, verbeugte sich sehr höflich, rückte mit seinem Anliegen so strack hervor wie ein Reiterangriff und that an Seine Gnaden die Frage: Hier in löblicher Stadt sei man ja wohl, dem Gerede nach, eines Scharfrichters bedürftig? — Und ehe der Bürgermeister zur Antwort kam, fuhr der Fremdling fort:

„Will ich mich in Bescheidenheit hiermit präsentiret haben zu diesem Amt und verhoff', mit Rath und Bürgerschaft auf's Trefflichste auszukommen und Jedermann im Nothfall auf's Beste zu bedienen, kunstgerecht, wie man's von einem wackern gelernten Meister verlangt."

Wäre dem regierenden Bürgermeister von Rothenburg ein Engel erschienen, er hätte nicht einen größern Eindruck hervorgebracht. Wenig fehlte, daß der würdige Herr in seinem Jubel dem Fremden um den Hals gefallen wäre. Aus seinem Lehnsessel flog er in die Höhe und jauchzte:

„Der Himmel sei gepriesen! Endlich! Endlich! Victoria!"

Noch an dem nämlichen Abend wurde eine außerordentliche Rathssitzung abgehalten, und in derselben in der Hast der freudigen Aufregung und Erleichterung das Document unterzeichnet und untersiegelt, durch welches Wolf Scheffer zum wohlbestallten Scharfrichter kaiserlich freier Reichsstadt Rothenburg im Thal mit allen Rechten und Pflichten gemacht wurde. In der Freude ging man über den Umstand, daß der fremde Mann sich durch keinerlei Papiere über sein vergangenes Leben ausweisen konnte, leicht hinweg. Auf Treu und Glauben nahm man seine Auskunft an: seine Schriften habe er in der Gegend von Wertingen an dem Zusamfluß durch einen Trupp marodirender Franzosen von Tallard's Heer verloren.

Am folgenden Morgen bereits, so früh als mög-

lich, baumelte der Gutschmecker und Antecessor. Er starb mit kauenden Backen und vollem Magen, und die feinfühlende Leserin hat durchaus nicht nöthig, ihn zu bedauern; er hatte redlich das Seinige genossen und sein Schicksal reichlich verdient.

Wolf Scheffer bezog das Haus auf dem Herrenberge und schritt einher im rothen Mantel; eine wichtige Person in dem winzigen Gemeinwesen. Er war ein Freimann, an Person, Haus und Hof sacrosanctus. In der Kirche hatte er seinen Platz dicht neben dem hochehrbaren Rath, wenn auch in einem eigenen und etwas niedrigeren Stuhl. Mancherlei nützliche und angenehme Accidenzien waren mit seinem Amte verbunden. Bei jeder Hochzeit einer Jungfer erhielt der Nachrichter eine Maß Wein und ein Viertel Brod. Fiel ein Pferd unter dem Reiter, so ward es Eigenthum des Meisters vom Schwert mit Sattel und Zaum. Wurde ein gefallenes Viehstück aus Eigennutz und Geiz dem Scharfrichter entzogen, und es erfuhr der Letztere, so erschien er vor der Thür des Hehlers und stieß sein Messer in den Pfosten, zum Zeichen, daß der Bewohner des Hauses in des Henkers Recht eingegriffen und es nunmehr mit dem Henker

zu thun habe. Nicht eher wurde von dem Rothmantel das Messer herausgezogen, bis Abbitte geleistet und eine Vergütung vereinbart war, und ein übler Ding gab es in der guten, ehrbaren Stadt nicht.

Noch ein anderes wichtiges Recht stand dem Scharfrichter zu; davon wird leider später bei trauriger Gelegenheit die Rede sein müssen.

Sehr romantisch lag, wie schon erzählt wurde, die ganze Reichsstadt zwischen ihren Weinbergen und Waldbergen; aber am allerromantischsten war doch die Scharfrichterei gelegen; nur der Lug in's Land mochte ihr in dieser Hinsicht den Rang streitig machen. Natürlich befand sich des Henkers Heimwesen nicht zwischen der Ehrbarkeit, wir haben seine Lage schon angedeutet. Auf der Bank vor der Thür sitzend, hatte man unter sich die Straßen, Thürme, Mauern, Plätze der Stadt, gegenüber Berge und Wälder und zur Seite einen fast unbeschränkten Blick weit hinaus in's freie Land, über manch' eine Kirchthurmspitze, manch' einen Höhenrücken, manch' ein aufblitzendes Gewässer bis in die blaueste Ferne. Das war eine Aussicht, schön im Sommer wie im Winter, schön bei Mondenlicht wie bei Sonnenschein, und außerdem auch sehr

interessant; denn ehe die Schlacht bei Höchstedt geschlagen war, ging fast kein Tag vorüber, an welchem man nicht von der Ebene her dumpfes Rollen und Sturmgeläut bald näher, bald ferner vernahm, und Rauchwolken aufsteigen sah, zum Zeichen, daß Kaiserliche und Franzosen unausgesetzt in voller Arbeit gegeneinander sich befanden. Nach der großen Schlacht wurde es freilich stiller über der Ebene.

In aller philosophischen Ruhe konnte Wolf Scheffer, der Henker, vor seiner Thür seine Pfeife rauchen und Idylle und Epos zu gleicher Zeit im Auge behalten. Unsere Altvordern gaben wenig oder gar nichts auf schöne Aussichten, so hatten sie auch hier bei Erbauung der Scharfrichterei weniger sich daran, als an den Bergwind gehalten, der sehr scharf und schneidend grade über den Vorsprung strich, wo sie errichtet war. Da Niemand sonst auf dem Herrenberge wohnen wollte, so setzte man den Scharfrichter dahin.

Bald hatte sich der Meister Scheffer auf's Beste in seiner Wohnung und in seinem Amt eingerichtet. In der Dämmerung oder in dunkler Nacht erhielt er die gewöhnlichen Besuche von Leuten, die bei Krank-

heiten von Mensch und Vieh, Liebes- und anderen Sachen die Geheimmittel nöthig hatten, welche seit undenklichen Zeiten der Volksglaube in die Hand des Herrn vom Schwert gelegt. Der „neue Mann" erlangte bald die größte Kundschaft in dieser Hinsicht und wußte den geheimnißvollen Schrecken, der ihn umgab, viel besser zu benutzen als sein seliger Vorgänger, welcher Alles in Allem genommen, doch ein Tölpel und Einfaltspinsel war, und welcher mit den Menschen anders als auf dem Schaffot durchaus nicht umzugehen wußte. Wolf Scheffer, den öffentlich natürlich Niemand kennen und grüßen wollte, hatte im Geheimen eine so große Bekanntschaft und ehrfurchtsvolle Freundschaft, wie kein Anderer im ganzen Gemeinwesen, der regierende Bürgermeister nicht ausgenommen.

Er hielt aber auch die Augen offen bei Tag und Nacht, und was er vermochte, das zeigte sich an dem Tage recht, an welchem er in seinem rothen Mantel das blanke Schwert über der Schulter durch die Hauptstraße von Rothenburg schritt, um sein Messer in den Thürpfosten des Rathsbäckermeisters Gretzler, eines sehr wohlhabenden, feisten und angesehenen Mannes

zu stoßen. Die Ehefrau des Unglücklichen, ein wahrer Geizdrache, hatte eine gefallene Ziege für den eigenen Hausstand zum Seifekochen benutzt, und der Mann vom Herrenberge die Unterschlagung fast zur nämlichen Stunde erfahren.

Es entstand schier ein Aufruhr gegen den Rath daraus, dem armen Bäcker wurde das halbe Haus demolirt; er mußte sein Amt als „Getraidtmeister" niederlegen, erholte sich niemals von diesem Schlag, fiel in die Schwindsucht und starb. Seines Weibes Name blieb aber für immer ein Gaudium in den Mäulern der Gevatterinnen von Rothenburg im Thal.

II.

Wenn der Scharfrichter auf seiner Bank vor der Thür seine Pfeife rauchte und gradaus in das Thal und in die Stadt hinunterblickte, so war der hervorragendste Punkt, der ihm in's Auge fiel, die Silberburg mit ihrem verblichenen Farbenschmuck, alterschwarzen Balkenwerk, ihren erblindeten, grünangelaufenen Fenstern, ihren geneigten Giebeln. Hinter diesem Hause lief ein über alle Maßen verwilderter Garten die Römerhöhe entlang bis zu dem Wartthurm, auf welchem dem alten, strumpfstrickenden Kindler der Lugaus auf Feuer und Franzosen anvertraut war. Neben der Silberburg widmete der Scharfrichter diesem Wartthurm seine ganze Aufmerksamkeit, und weshalb er dies that, wird später klar genug werden.

Der Garten des reichen Mannes in der Silberburg war aber deshalb so verwildert, weil Christian Heyliger niemals aus den Hinterfenstern seines Hauses blickte. Ein solches Ausschauen hätte ihm auch den Lug in's Land gezeigt und den Anblick desselben konnte er nicht ertragen. Das hatte folgenden Grund. Der alte, strumpfstrickende Stadtsoldat auf der Römerhöhe war nicht immer ein armer Kerl im Gnadenbrod der Stadt gewesen, hatte nicht immer Strümpfe gestrickt, am Hungertuche genagt und Trübsal geblasen.

Einst hatte er selbst in der Silberburg gewohnt und manch' ein schöner Acker und Weinberg auf der städtischen Feldmark war sein Eigenthum gewesen. Daß solches nicht mehr so war, daran war der Zinsmeister Christian Jakob Heyliger und das Reichskammergericht zu Regensburg Schuld. Ersterer hatte den Proceß, welcher den armen Kindler zum Bettler und strumpfstrickenden Stadtsoldaten machte, angezettelt und mit Kunst eingeleitet; letzteres hatte ihn — ausnahmsweise einmal unbegreiflich schnell — entschieden zu Gunsten des Zinsmeisters. So mußte Friedrich Martin Kindler aus seinem Hause zur Silberburg, welches im Jahre 1675 noch keine schiefen Giebel und

geborstenen Mauern, keine erblindeten Fenster und wurmzerfressene Balken hatte, heraus in's Elend, und hätte sich der Rath und das ziemlich hart angegriffene Rechtsgefühl der Stadt seiner nicht erbarmt, er wäre dem bittersten Mangel preisgegeben gewesen. Friedrich Kindler erhielt einen kleinen Posten im Weg- und Stegamt; aber sein armer Kopf war durch das Unglück so wirr gemacht, daß er diese einfache Stelle im Gemeinwesen nicht auszufüllen vermochte. Man gab ihm ein noch bescheideneres Amt, aber auch diesem zeigte er sich nicht gewachsen, und wie die Erinnerung an sein ziemlich unverdientes Schicksal bei seinen Mitbürgern immer mehr und mehr verblaßte, ließ man ihn immer mehr fallen; allmälig kam er immer tiefer herab, bis er beim Strumpfstricken auf der Römerhöhe angelangt war. Auf der Römerhöhe genaß seine arme Frau, die aus einem sehr angesehenen Hause war, eines Knäblein, starb aber bald am gebrochenen Herzen im tiefsten Jammer. Sie wurde begraben für den Erlös aus dem letzten Stück ihrer Aussteuer, einer leeren Spinde, in welcher ihre selige Mutter viele Reichthümer und Kostbarkeiten aufbewahrt hatte.

Während Wilhelm Kindler auf diese Weise die

Leiter menschlicher Größe hinabstieg, stieg der Zinsmeister in der Liebe und Achtung seiner Mitbürger nicht empor. Obgleich der Reichthum ein gewaltiger Herr ist, welcher mit den andern Großmächten dieser Welt, der Liebe, dem Hunger, der Sorge und dem Tode, in Ansehen der Macht wohl Schritt zu halten vermag, so kann es doch geschehen, daß auch seine Kraft und Herrlichkeit schwach wie ein Strohhalm zerbricht, und so war es in diesem Fall.

Das gleichalterige Geschlecht der Mitbürger, welches den Anfang und Verlauf des großen Processes contra Kindler vor Augen gehabt hatte, that in den Gassen der Stadt, wenn der Zinsmeister vorbeischritt, als ob es ihn nicht sehe, und rückte, wenn er sich irgendwo auf einer Bank niederlassen wollte, so weit als möglich von ihm weg und zwar sogar in der Kirche, wo Christian Heyliger bald so allein saß wie der Scharfrichter.

Schritt vor Schritt wich der Zinsmeister vor der öffentlichen Mißachtung zurück, zuerst in den wilden, zähneknirschenden Hohn und Trotz, dann in die finstere Einsamkeit, zuletzt in den grimmigen Menschenhaß. Sein Ehegemahl litt dabei fast noch mehr als

die arme Frau Friedrich Kindler's; sie war eine sanfte, geduldige, milde Seele und die beste Jugendfreundin der Kindlerin. Auch die Heyligerin starb an dem großen Proceß, doch nicht aus Kummer über den Verlust weltlicher Güter, sondern vielmehr aus Schmerz über das Gewinnen derselben. Sie ging zu Grunde an den Worten und Blicken der Nachbarinnen und verschied, nachdem sie einige dunkle Jahre hindurch in einem Winkel der Silberburg gesessen hatte. Ihre Seele war nur angelegt, Liebe zu geben und zu nehmen, der Haß und die Verachtung tödteten sie, und so ließ sie ihren Mann und ihr halbjähriges Kindlein, ein ganz winziges, durchsichtiges, kränkliches Wesen, allein in der Einsamkeit und Verlassenheit zurück, und der Gedanke an ihr Kind füllte das Maß ihrer Angst und Noth in der Todesstunde. Aber diese letzte Sorge sollte zu den vielen unnöthigen gehören, welche sich das arme Herz hier auf Erden macht. Nimmer wuchs eine lieblichere Blume in der Dunkelheit auf als Laurentia Heyligerin. Wie eine Pflanze, die in der feuchten, kalten Wohnung des Armen sich windet und ihre Ranken streckt, bis sie die Stelle erreicht, die der einzige eindringende Sonnenstrahl trifft, so

rang diese junge, eingeschlossene Seele zum Licht, und als sie es gefunden hatte, entfaltete sie sich zu einer Blüthe, welche der harte Kampf mit der Finsterniß und der Verlorenheit um so köstlicher, duftender, strahlender machte.

Ein jüngeres Geschlecht, welches geboren wurde um die Zeit, als das Erkenntniß des Reichskammergerichts in Sachen Heyliger contra Kindler von Regensburg kam, nahm die verfallende, täglich mehr zur Ruin werdende Silberburg und den finstern alten Mann, der in ihr hauste, als etwas Gegebenes, an welches sich irgend eine seltsame Geschichte hing. Dieser Geschichte in alle dunkeln Gänge nachzugehen, war das Leben viel zu kurz und köstlich; so hielt sich denn das junge Geschlecht weniger an den menschenfeindlichen Greis als an die Wunderblume, die hinter den grauen Mauern in so tiefer Verborgenheit blühte. Bald kam die Zeit, wo die jungen Gesellen von Rothenburg, die müßigen Söhne der Geschlechter, alles Mögliche aufwandten, sich der verzauberten Schönheit zur Silberburg zu nähern, die Zeit, wo Viele sich rühmten, die verwünschte Prinzessin geschaut und gesprochen zu haben, ohne es im Geringsten

glaubwürdig beweisen zu können. Da stolzierte man im besten Putz unter den Fenstern des alten Hauses einher, da ließ man die muthigen Rößlein traben und lustige Sprünge machen, da stellte man nächtlicher Weile Musikanten mit Zinken, Flöten, Geigen und Dulcinen, oder sich selbst mit der Laute auf, das Lob der Schönen durch die holdselige Frau Musica zu verkünden und das Herz der holden Verborgenen durch selbiger Göttin mächtige Hilfe zu gewinnen.

Wer mochte aber sagen, ob der Schatten, der hinter den altersdunkeln Scheiben bemerkt sein sollte, eins sei mit dem lieblich gepriesenen Kinde? Nimmer öffneten sich die blinden Fenster; nur selten, selten überschritt, in dichte, dunkle Schleier gehüllt, die Heyligerin ihres Vaters Schwelle, um zur Kirche zu gehen. Die übrigen hübschen und häßlichen Jungfern der Stadt haßten die Verborgene fast eben so sehr, wie die Väter den Zinsmeister einst haßten. Da sie nichts Uebles von der Armen wissen konnten, so erfanden sie Mancherlei. In halben Worten und Andeutungen waren sie groß, und von Neuem ward das alte Wort wahr, daß die tiefste Abgeschlossenheit Dem keinen Schutz geben kann, der keinen haben soll. Wie

aber das Gute, welches die Welt zu bieten vermag, nicht zu Laurentia Heyligerin Einlaß fand, so drang auch das Böse nicht zu ihr, und darum mochten die kaiserlich freien Gevatterinnen, Klatschbasen und Neider reden, was und wieviel sie wollten.

Die halb blinde und ganz taube Magd, welche den Verkehr der Silberburg mit der Außenwelt vermittelte, beschränkte diesen Verkehr auf den Einkauf von Lebensmitteln und dergleichen Geschäfte, ohne den Fragen, Ausforschungen und Insinuationen der Außenwelt etwas Anderes als ein mürrisches Gebelfer entgegenzusetzen. Manch' ein stutzerhaftes Muttersöhnlein hatte versucht, die Alte mit den Sparpfennigen der Mutter zu bestechen und zur Treulosigkeit an der Abgeschlossenheit des Hauses ihres Dienstherrn zu verleiten; aber eben so gut hätte der junge, nach Liebesabenteuern begierige Patrizier versuchen können, den dreiköpfigen Höllenhund Cerberus durch Vorwerfung einer leckern Bratwurst aus Pflicht und Treue zu verlocken. Selbst der Erzähler kann in das Innere der Silberburg nur bei dem wichtigsten Momente seiner Relation dringen; für's Erste hat er sich wie die Bürger von Rothenburg an das Aeußere zu

halten. In das Innere des Wartthurmes auf der Römerhöhe darf er aber ungehindert zu jeder Zeit einen Blick werfen, und das wird er jetzt thun und dabei seine Leser mit den beiden invaliden Bewohnern näher bekannt machen und in Berührung bringen.

III.

Auch ein Uhu richtet sich in seiner Felsenspalte, in seinem Gemäuerloch, in seinem hohlen Baume seine Wohnung nach Neigung und Geschmack, so behaglich als möglich ein; der Vater Kindler hatte dasselbe ebenso mit dem Winkel gemacht, in welchen ihn die Wellen des Lebens geworfen hatten. Ein Dichter und Philosoph hätte ihn um diesen Winkel beneiden können; die Aussicht auf Himmel und Erde, die freie Reichsstadt und die sehr unfreien Menschen in ihr, war fast noch weiterreichend und umfassender als die von der Scharfrichterei. Die Einrichtung des Thurmes war die aller ähnlichen Warten. Der Eingang zu dem einzigen Gemach befand sich so hoch von der Erde, daß man nur vermittelst einer Leiter zu ihm

gelangen konnte, einer Leiter, welche jeden Abend in die Höhe gezogen und in einem Winkel des Gemaches aufbewahrt wurde. Da der alte Kindler sich nicht mehr recht auf seine Beine verlassen konnte, so vergingen wohl Monden, ohne daß er den Fuß auf den Erdboden setzte; er war dazu auch viel zu sehr beschäftigt mit dem Studium einer Prudentia oeconomica, einer „Haushaltungsklugheit" in Schweinsleder, welches Werk mit seinem Lebensbankerott schier seine einzige Lectüre war, und welches seinen armen wirren Kopf noch immer verwirrter und confuser machte.

Vier Fenster oder vielmehr Schießscharten hatte das Wachtgemach, nach jeder Weltgegend eine Oeffnung zum Auslug. Eine kürzere Leiter führte aus dem Gemach auf die Plattform des Thurmes zu der verrosteten Carthaune, durch deren Losbrennen der Wächter anzeigte, daß etwas Verdächtiges am Horizont der Stadt aufsteige. Die viereckige Oeffnung, durch welche man auf die Plattform gelangte, konnte durch eine Klappe verschlossen werden.

In dem Wohn- und Wachtgemach befand sich eine Bettstatt für den Alten und jetzt auch noch ein Strohsack sammt einem österreichischen Soldatenmantel

für den schwarzen Jürg. Eine Flinte hing an der Wand, eine Pike lehnte in der Ecke. Ein Wachtmantel von gelbem Tuch mit grünem Kragen — grün und gelb waren die Farben der Stadt — hing am Nagel, ein Bauer mit einem bunten, klugen Zeisig von der Decke. Auf einem Brette nahe dem Ofen befanden sich einige zerfetzte Bände des Theatrum europaeum, eine Kosmographie, eine Chronik der Stadt, eine Bilderbibel, eine Postille und ein Kalender. Haushaltsgeräth jeder Art war überall auf Brettern ziemlich ordentlich aufgestellt; auf einem schweren Eichentisch stand eine Lampe und lag das Strickzeug des Stadtwächters. Einige dreibeinige Schemel vollendeten die Ausstattung, und in einem Lederstuhl neben der Fensteröffnung, von welcher aus man in die Ebene blickte, saß Friedrich Kindler, zahnlos, mit weißem Haar, einer Brille auf den blöden Augen, seine ökonomische Prudenz im Schooß. Bekleidet war der Greis mit einem gelben, grünbekragten, rothgefütterten Rock, schwarzen Kniehosen, Gamaschen und schweren Schuhen; somit glich er dem lustigen Zeisig im Bauer so sehr, als es einem alten bankerotten Herrn und Reichsstädter, der in seiner Jugend auch

ein lustiger Zeisig gewesen war, im hohen Alter möglich war.

Ueber die Kunst hauszuhalten und ein wohlhabender Mann zu werden, hielt er dem Sohn soeben eine sehr theoretische Vorlesung, welcher der schwarze Georg denn auch leider mit der gebührenden Aufmerksamkeit zuhörte. Mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, lehnte er neben der Fensteröffnung, aus welcher man in den verwilderten Heyliger'schen Garten hinabblicken konnte. Den verwundeten Arm trug er immer noch in der Binde, doch war die Heilung so weit vorgeschritten, daß er dieses Verbandes in nicht zu langer Zeit ledig zu sein hoffte.

Er war von einer stattlichen Gestalt, dieser schwarze Jürg; vielsagendes Feuer leuchtete aus den dunkeln Augen. Trotzdem, daß die Wunden und die lange Krankheit dem Körper eine gewisse unbeholfene Schwäche gegeben hatten, ging es aus jeder Bewegung des jungen Mannes hervor, daß die Genesung eine große Kraft und Gelenkigkeit zurückbringen würde. Verhaltener Zorn um die jetzige Thatlosigkeit lauerte zwischen den zusammengezogenen pechschwarzen Brauen, während auf der hohen freien Stirn etwas Anderes

noch zu erkennen war, ein melancholisches Sinnen, ein träumerisches Denken, ein ruheloses Hin- und Herbewegen der verschiedenartigsten Gefühle.

Es war kein Wunder, daß der Sohn des strumpfstrickenden Stadtsoldaten von der Römerhöhe mit den gemischtesten Empfindungen auf den Garten und das Haus des Zinsmeisters Heyliger niederblickte. Da drunten lebte der Mann, welcher Schuld hatte an dem Tode der armen Mutter, der Mann, welcher das Glück des Vaters, das eigene Glück kalten Herzens zerstört hatte; — da drunten saß aber auch die Tochter des Todfeindes, das unschuldige, süßeste Bild, — von da drunten blickte bittend und klagend Laurentia Heyligerin zur Römerhöhe hinauf, und gezwungen wurde durch ihr thränenvolles Auge der schwarze Georg, alles Andere zu vergessen und zu vergeben.

„Georg," sagte der Alte von seinem Lehnstuhle her, „Du gibst nicht Acht, Georg! Und was der Autor allhier vom Interusurio saget, muß Jedermann doch sehr wichtig sein. Und wie er den Carpzov'schen und Leibnitzischen Calculus widerleget, hat Hand und Fuß und lässet sich wohl hören. Knöpf' auf die

Ohren, Jürgen, auf daß Du klüger werdest als Dein alter Vater; hier fahren wir fort, Pagina —"

„Ach, Vater, gebet mir Urlaub," sprach der Sohn mit einem tiefen Seufzer; „mein Kopf schmerzet mehr als es zu sagen ist, und mein Herz ist so bedrängt, daß ich mit dem besten Willen den Worten Eures gelehrten Buches nicht folgen kann."

Betrübt das Haupt schüttelnd, sah der Alte den Jungen an; dann murmelte er:

„Ist's mir nicht immer grad' so gegangen?! O, ein grausam gelehrt Buch, oh, oh, oh! Aber ich krieg's doch noch klein, und Georg soll's auch. Daß Dich das Mäusle, laßt's mich nur gefaßt haben, dann soll's bald zu End' sein mit dem Hocken hier auf dem Thurm."

Aus dem Nachdenken über die Schwierigkeiten seines Buches erlöste den guten Greis bald ein tiefer Schlaf, und dieser Schlaf war der eigentliche Verderber Friedrich Kindler's, denn seit frühesten Jahren kam er jedesmal, wenn irgend eine Theorie in die Praxis zu übersetzen war. So verschlief der arme Friedrich jede günstige Gelegenheit, jede Gunst, welche ihm das Glück und Geschick unter die Nase hielt.

Bald rutschte die Prudentia oeconomica von den Knieen des Greises uud fiel zu Boden. Der Sohn hob das zerlesene Buch auf und beugte sich dabei einen Augenblick hindurch über das ehrliche, gutmüthige Gesicht seines Vaters.

In Liebe und Betrübniß seufzte er:

„Armer, alter Mann!“ dann das Buch betrachtend: „Du abscheulicher Plagegeist, jetzt wäre die Gelegenheit günstig, Dich über die Seite zu schaffen auf Nimmerwiederfinden.“ Nun wieder mit einem Blick auf den schlummernden Alten: „Nein, nein und abermals nein. Es wäre zu grausam! Alter Vater, steckt nicht in diesem jämmerlichen Tröster Alles, was Dir das Leben noch fröhlich ausputzt? Wie er lächelt im Schlaf! Aus diesem Teufelsbuch stammt auch das Lächeln, nun baut er im Schlaf die Träume weiter, die er wachend von diesen Seiten lies't. Da liege Du, ich würde Dich mit meinem letzten Lebensblut vertheidigen, Du leidiger Quälgeist.“

Sorgsam legte der Soldat das Buch auf den Tisch, dann stieg er, nach einem letzten Blick auf den Vater, leise und vorsichtig die Leiter hinab, die zur Erde niederführte.

Schön war der Sommerabend, und lange wollte der feurig-rothe Wiederschein im Westen dem weißen Licht des Mondes das Reich über die Welt streitig machen.

Der schwarze Georg ging nur, wenn die Dämmerung kam, aus seiner Klause hervor. Er scheute den hellen Tag und die Begegnungen, welche derselbe mit sich brachte. Er hatte gehofft, aus dem Franzosenkriege heimzukehren, sieghaft, reich und bewundert, um den alten Vater aus seinem Hunger- und Kummerthurm zu erlösen und mit ihm die Stelle in dem reichsstädtischen Gemeinwesen wieder einzunehmen, welche der vordem so angesehenen Familie der Kindler von Rechtswegen gebührte.

Das war nun Alles nichts. Geknickt waren die siegesfrohen Hoffnungen, gelähmt die hochfliegenden Gedanken ersten Jugendmuthes; krank, mit gelähmten Flügeln mußte der junge Falke den kümmerlichen väterlichen Horst wieder aufsuchen. Georg Kindler war ein armer Invalide, der Hülfe noch mehr bedürftig als selbst der alte Vater.

So schämte er sich nun nach seiner Heimkehr, wie sich ein edler Geist in solchem Fall zu schämen

pflegt. In der Dunkelheit verbarg er sich und sein Mißgeschick den Augen der Menge und wich den Menschen ängstlicher aus, als das böseste Gewissen es thut.

Diese nächtlichen Wanderungen, die Bergwände entlang zwischen den Weinbergen und den Gartenhecken, sollten und konnten aber doch nicht verlaufen ohne einige solcher Begegnungen, welche Georg so sehr fürchtete. Denn wo ist vollkommene Einsamkeit in dieser Welt des Lärms und des Durcheinanders? Immer von Neuem drängt sich das Leben dem verwundeten Gemüth auf, und selten gelingt es dem scheuen Geist, diese Einmischungen von sich zu weisen.

Auf flüsternde Liebespaare, die aus anderm Grunde, als er, die Einsamkeit suchten, traf Georg. Es begegneten ihm die jungen Herren, welche das Haus und den Garten des Zinsmeisters Heyliger umstrichen; diesen lächelnden und seufzenden Gesellen blickte der schwarze Jürg mit einem unbeschreiblichen Ausdruck nach, wenn er zur Seite trat, um sie vorüber zu lassen.

Es begegnete dem schwarzen Jürg auch Wolf Scheffer, der Scharfrichter von Rothenburg, und da

diese letztere Begegnung die wichtigste von allen war, so wollen wir hier das Nähere darüber mittheilen. Sie fand statt an einem Tage, wo ein zwischen Regenschauern, Windstößen und grauer Stille wechselndes Wetter die Wege an den Bergen einsamer als gewöhnlich machte. Aus diesem Grunde hatte Georg seinen Thurm früher als gewöhnlich verlassen und traf auch auf Niemand zwischen den Hecken, bis er an die Ecke des Berghanges gelangte, wo der Wald begann und sich in die Ebene hinabsenkte.

Unter den ersten Bäumen des Waldes sah Georg Kindler eine Gestalt im rothen Mantel emporsteigen, und da der Weg kein Ausweichen zuließ, so sahen sich die zwei Männer im Begegnen grade in die Gesichter, und jeder stand, die Stirn runzelnd und die Zähne zusammenbeißend, still.

„Da hab' ich Euch ja!" rief der Scharfrichter.

„Euch bin ich nirgends und niemals ausgewichen!" sagte Georg Kindler.

„Bigott, hab' ich's nicht gesagt, wir Zwei hätten uns noch lange nicht zum letzten Mal gesehen?!"

„Bigott," rief auch Georg, „ich wär' doch lieber Profoß im Regiment Deutschmeister blieben."

„Meinet Ihr? Basolamano! Man wird alt und fängt an, die Bequemlichkeit zu lieben; — gefällt mir recht wohl hie zu Rothenburg im Thal. — Freut mich, Euch zu sehen, und hoff' Euch nunmehro bei Gelegenheit dies verkleisterte Auge heimzahlen zu können. Thut mir die Liebe an, Weibel! 'S wär' mir ein' Seelenlust, Euch so — von Amtswegen vorzunehmen."

Der schwarze Jürg schnitt eine Grimasse und seine Hand zuckte nach der linken Hüfte, von der sonst der Degen herabhing. Der Scharfrichter lachte:

„Laßt nur, Camarado, wir sind hier nicht im Feldlager, und meine günstigen und gnädigen Herren vom Rath dulden keinen Friedensbruch innerhalb der Bannmeile."

Mit höhnischer Devotion zog der Henker von Rothenburg den breitkrämpigen Hut ab, verneigte sich tief vor seinem Widersacher und schloß seine Rede:

„Wünsch' Euch den schönsten guten Abend, Herr Weibel vom Regiment Montecuculi, ich will Euch nicht länger aufhalten, Ihr habet Euere Gänge allhier in Rothenburg, und ich habe die meinigen. Grüßet doch Euer Liebchen da unten in der Silber-

burg; hoff' auch bei Gelegenheit ihre nähere Bekanntschaft zu machen, wir kommen wohl einmal auf die eine oder die andere Art zusammen, 's trifft sich wunderlich in der Welt."

Sprachlos vor Wuth blickte der schwarze Georg dem Freimann nach; die Thränen traten ihm vor machtlosem Zorn in die Augen; eine Waffe hatte er nicht, ein unnützes Glied hing der Schwertarm in der Schlinge; so mußte Georg Kindler den Feind spotten und lachen lassen.

Aneinander gerathen waren die beiden Männer vor zwei Jahren in einem baierischen Dorf, wo der Weibel vom Regiment Montecuculi ein armes Weiblein vor dem Profoß von Deutschmeister-Infantria erretten wollte. Es kam darüber zum Kampf, und in demselben verlor Wolf Scheffer das Auge. Das arme baierische Mädel aber wurde glücklicherweise durch eine barmherzige Kugel getödtet, ehe die Croaten in das Dorf einritten.

IV.

Wir ließen nach Untergang der Sonne den schwarzen Jürgen nach seiner Expectoration über des Vaters Kunst hauszuhalten, von dem Lug in's Land zur Erde niedersteigen. Zuletzt überwand das Mondenlicht doch den rothen Glanz im Westen und silbern überfluthete es Berg und Thal, Stadt und Ebene. Roth flimmerten in der Tiefe die Lichter aus den Fenstern von Rothenburg; die Frösche quakten, die Grillen zirpten, Nachtschmetterlinge und Nachtvögel begannen ihren Flug. Die Fledermaus zog ihre irren Kreise; junges Volk sang einzeln oder in Chören. Es war, als seien alle Plagen, welche die Menschheit bedrängen, wieder zurückgescheucht in die Büchse der Pandora, als sei der Deckel niedergefallen und siebenfältig versiegelt.

Aus seiner Dienstwohnung unter den Bogen des Rathhauses trat der Rathsnachtwächter mit Horn, Spieß und Hund. Der Hund ging zum nächsten Eckstein; seinen Spieß stieß der Wächter auf den Boden, sein Horn setzte er an den Mund, blies dreimal hinein, dumpfes Getön hervorlockend, dann sang er mit rauher Stimme:

„Seine Noth und seine Plag'
Hat der liebe lange Tag;
Hört, Ihr Herren, hört, Ihr Frau'n,
In und um Euch sollt Ihr schau'n
In der Nacht."

Zum Beschluß verkündete Joachim Schaufele kaiserlich freier Reichsstadt Rothenburg im Thal die neunte Abendstunde.

Gegen zehn Uhr knarrte die Hinterthür der Silberburg, eine Gestalt trat vorsichtig hinaus und glitt unhörbaren Schrittes in den Garten. In dem verworrenen Gebüsch saß eine Nachtigall, der im Frühling das Liebchen vom Weih getödtet worden war. Nun sang sie lieblicher und länger als alle die Genossen; aber sie sang ihren Schmerz und zog auch nicht von dannen mit den Freunden; ein Aederlein

zersprang ihr in der armen kleinen, klagenden Brust, und so mußte sie sterben, ehe der Herbst und die Zeit der großen Reise in die weite Welt kam. Ueber alle Maßen verwildert war der Garten der Silberburg; Gezweig der Bäume und Gerank der Büsche verschlangen sich ineinander; überwuchert waren alle Beete und Wege. Die Rosen, welche in ihren glücklichen, stolzen Jugendtagen die Mutter des schwarzen Georg gepflanzt und gepflegt hatte, hatten nun aus einem großen Theil des Gartens eine dornige, gefahrvolle Wildniß gemacht, kaum zu durchdringen ohne Messer und Handbeil.

Die Gestalt, welche aus dem Hause Christian Heyliger's schlüpfte, wagte sich aber doch hinein in diese duftige Wildniß. Sie wendete und neigte sich zwischen dem Gezweig und verschwand in dem dunkelsten Schatten, welchen der Mond an diesem Abend im Garten der Silberburg duldete.

Da war eine alte Steinbank, umschlungen und umrankt wie alles Andere, darauf saß Laurentia Heyligerin nieder, die wonnige Kühle des Abends athmend, die Hände im Schooß faltend — still wartend.

Mehr einer Bildsäule des Nachsinnens als einem

Menschenwesen glich so die Jungfrau. Ihr schönes Gesicht war nicht nur im Mondenschein bleich, es war so auch im Licht des Tages; der Glanz der Nacht verklärte die Bleiche, daß sie dem reinsten Marmor gleich wurde.

Mit gesenktem Haupt und halbgeschlossenen Augen saß Laurentia, bis der Wächter vor der Silberburg die zehnte Stunde verkündete und sang:

„Nacht und Tag, Tag und Nacht
Gottes Aug' im Himmel wacht;
Hört, Ihr Herren, hört, Ihr Frau'n,
Gut Gewissen wird nicht grau'n
In der Nacht."

Da hob sich das schöne Gesicht dem Monde zu mit ganz verändertem Ausdruck. An die Stelle träumerischer Mattigkeit war das aufmerksame Lauschen in den Zügen zu lesen. Seitwärts neigte sich das Köpfchen, der Römerhöhe zu; immer lauter sang die Nachtigall, und Niemand konnte wissen, daß es nicht das Lob der Nacht war, was sie sang. Es rauschte in den Büschen; aber nicht der Wind brachte dieses Rauschen hervor. Die Jungfrau erhob sich halb von ihrem Sitze; eine Hand bog dicht neben der moosigen

Steinbank die Zweige zurück, aus dem Dunkel hervor trat Georg, der schwarze Georg.

„Gelobt sei Jesus Christ!“ sprach er.

„In Ewigkeit, Amen!“ flüsterte die Jungfrau, und dann küßten sie sich, und Georg umschlang den Leib des Mädchens mit seinem gesunden Arm, und fest klammerte sich Laurentia an die treue Brust.

„Lieb —“ flüsterte Georg, doch die Jungfrau unterbrach ihn sogleich im Drang ihres übervollen, überströmenden Herzens.

„Da bist Du endlich, mein Trost, meine einzige Hoffnung! O, welch' ein Tag, welch' ein schrecklicher Tag ist heut wieder vorübergegangen.“

Der schwarze Jürg streichelte sanft das blonde Haupthaar der Geliebten

„Ist's heut schlimmer gewesen als sonst?“

„Viel schlimmer, viel schrecklicher! Ach, ahntest Du, was ich dulde; — es ist so schrecklich, nimmer aus der Angst, dem Zittern und Herzklopfen herauszukommen; — heut ist mir recht wieder gewesen, als sei nun alle meine Kraft aus und zu Ende. Wärst Du nicht mein Lieb, so möcht' ich am liebsten bei meiner Mutter sein, im Grab, wo es

still und ruhig ist! Weh, und er ist doch mein Vater!"

„Er ist Dein Vater, dem ich, das Maaß voll zu machen, Todfeind sein sollte bis zum Messer."

Laurentia faßte den Geliebten fester; sie zitterte am ganzen Körper.

„Still, still," flüsterte Georg, „still, süßes Herz; in Dir geht alles Uebrige unter; was kümmert uns Beide das, was vergangen ist? wir müssen eben das Leben von vorn anfangen, und uns nur ein gut Beispiel nehmen an dem Geschehenen!"

„Dank Gott und Dir!" sagte Lanrentia einfach und rührend.

„Was hat er denn heut wieder angestellt?" fragte Georg. „Schütt' aus Dein Herzlein. Du weißt, Du mußt mir Alles sagen, das ist Dein und mein Recht."

„Dank Gott, daß es so ist, 's ist mein einziger Halt in diesem wilden Leben," schluchzte das Mädchen und erzählte, nachdem es sich ein wenig gefaßt hatte: „Er hat einen der allerschlimmsten Tage gehabt, und gehet das schon mitten in der Nacht an. Da hat er keine Ruh' im Bett, und ich hör' ihn immerfort im

Gemach auf- und abgehen und hör' ihn sprechen mit sich selbst und mit den Schatten, die er siehet. Da murmelt er Stunden lang wilde Worte und dann schreit er hell auf und glaubt, das Haus sei überfallen von Mördern und Dieben. Nun gehet er überall um und rüttelt an allen Schlössern und Thüren, und ein geladen Feuerrohr trägt er in der Hand. Dann — spricht er von Deinem Vater — Deiner armen Mutter und meiner armen Mutter. O, es ist zu schrecklich! Ich hör' ihn schleichen und schlurfen auf dem Gang, und ist mir, als ging ein Gespenst um im Haus, und ist doch mein eigener Vater, den ich lieben soll nach Gottes Gebot. Vortreten aus meiner Kammer darf ich nicht; denn als ich das einmal that, weil's mich drinnen der grausamen Angst halber nicht länger duldete, da hat er laut aufgeschrieen und ist niedergestürzt zur Erde und hat sich darauf den halben Tag lang nicht besinnen können. So über alle Maßen grausig liegt Gottes Hand auf ihm, daß er oft sein eigenes Kind nicht mehr kennt."

„Aber das ist ja heller Wahnsinn," rief der Jüngling. „Laurentia, das gehet so nicht länger an.

Du kannst nicht bleiben bei ihm; die Stadt, der Rath soll und muß da einschreiten und sein Wort sprechen. Wer weiß, was Dir geschehen mag in Deiner armen Hülflosigkeit. Morgen früh geh' ich zum Rathhaus —"

„Nein, nein, um Gotteswillen, nein!" rief Laurentia Heyligerin. „Nicht das! Thu' um Gotteswillen nicht das, Georg! Er ist mein Vater, wie er auch ist. Sollen sie ihn aus seinem Hause schleppen, hinaus in das Licht, unter das erbarmungslose Volk, das keine Gnade für ihn hat; unter die Menschen, die er so sehr fürchtet, daß er nicht wagt, aus dem Fenster zu schauen? Ich weiß, was gewißlich die Folge davon sein würde. Soll ich die Schuld tragen an dem alleräußersten Verderben meines Vaters? Georg, Alles will ich thun, was Du verlangst; aber Solches vermag ich nicht."

„Dann sei uns Gott gnädig; ich sehe keinen Ausweg aus diesen Schrecken. So müssen wir tragen, was uns auferlegt ist; so müssen wir in Grauen abwarten, was kommt, und dürfen die Hände nicht regen. Hör', Laurentia, von jetzt an schlaf' ich nicht mehr auf der Römerhöhe im Thurm; auf Deiner

Schwelle will ich sitzen und Wacht halten zu Deinem Schutz; nimm mein Wort, ich will bei Dir stehen im Augenblick der Gefahr!"

„O, Georg, thu' auch das nicht!" bat die Jungfrau, flehentlich die Hände faltend „Glaub' mir fest, mir wird nichts Arges geschehen. Dahin gehet meine Angst nicht. Wenn er in seinem armen wirren Geist nur nicht einmal die Hand an —"

„Die Hand an sich selber legt," schloß Georg den Satz, welchen Laurentia schaudernd nicht zu Ende brachte.

Und heftiger sprach der Jüngling: „Deshalb auch gestatte mir, daß ich des Rathes Hülfe aufrufe; — für Euch Beide will ich sie! Sieh', allen Haß und Zorn habe ich ja niedergelegt zu Deinen Füßen."

Die Jungfrau antwortete nicht, sie schüttelte nur das Haupt, und so stand rathlos und wortlos das junge Paar eine geraume Weile. Endlich sagte die Jungfrau:

„Wie gut doch Gott ist, daß er Dich so früh schon, daß er Dich als Knaben schon zu mir geführet hat. O, Georg, da Solches zugelassen wurde, mein' ich, hat's der Höchste gut mit uns im Sinne. Laß

uns still sein und abwarten, was über uns beschlossen ist, wir vermögen nicht, einzugreifen. Als wir noch klein und Kinder waren, haben wir uns bescheiden müssen; nun sind wir zwar recht alt und klug worden, aber vermögen doch nicht mehr. O, Du lieber Georg, versprich mir, daß wir warten wollen!"

Georg Kindler seufzte tief und schüttelte das Haupt; aber er versprach der Geliebten doch, was sie verlangte. Eine Wolke ging über den Mond, und dunkel wurde es im Garten der Silberburg. Der Mond kam in dieser Nacht nicht wieder hervor; Wolke auf Wolke wälzte sich herauf über den Herrenberg, über des Scharfrichters Haus; wie ein gieriges Ungeheuer verschlang die Finsterniß das weiße Licht, welches das Sonnenroth besiegt hatte.

Nach einem letzten heißen Kuß nahmen die Liebenden Abschied voneinander, und mit schwerem Herzen ließ Georg sein Mädchen aus den Armen. Als die Thür der Silberburg knarrte, die vorfallenden Riegel kreischten, und die holde Gestalt verschwunden war, überfiel den Jüngling eine so heftige Angst, daß er nur durch die allergrößte Kraft des Willens sich enthalten konnte, der Jungfrau gegen das Haus nachzu-

eilen, gegen die Thür zu schlagen, Einlaß zu begehren und um Hülfe zu rufen für die arme Laurentia Heyligerin.

Mit klopfendem Herzen lauschte er noch lange Zeit; aber drinnen blieb Alles still. Nichts regte sich, was Anlaß zu dieser Angst hätte geben können; nur eine schwarze Katze stieg aus einem zerbrochenen Fenster, sprang auf einen Holzhaufen und schlich von dort an dem invaliden Weibel des Regiments Montecuculi vorüber, um einen schlafenden Vogel im Nest zu überfallen.

Widerstrebend, immerfort rückwärts blickend, stieg Georg zur Römerhöhe, zum Lug in's Land empor. Im tiefen und sanften Schlaf fand er den alten Vater. Das böse ökonomische Buch lag immer noch aufgeschlagen auf dem Tisch; aber im Schlaf hatten die ärgerlichen Zahlenreihen, die guten Lehren und Rathschläge nicht mehr ihre verwirrende, betäubende Macht über den Greis. Des Buches magische Kraft war mit dem Tageslicht zu Ende, und der Schlaf des armen Mannes auf der Römerhöhe war ein ganz anderer, als der des reichen Mannes in der Silberburg. Georg aber brachte die Nacht eben so unruhig

zu wie Christian Heyliger. Seltsamerweise führte ihm der Traum immerfort die Geliebte in Verbindung mit dem Henker Wolf Scheffer vor die Seele; immerfort sah er, geduckt wie einen Tiger, den Scharfrichter von Rothenburg um die Silberburg schleichen, und Wahrheit war in diesen wirren Bildern: Wolf Scheffer umschlich die Silberburg, nachdem die Liebenden sich getrennt hatten. Still lachte er in sich hinein, rieb die Hände. Sein gesundes Auge leuchtete in der Dunkelheit wie das jener schwarzen Katze, die nun ihren Raub und Mord vollführt hatte und gegen das Haus zurückschlich.

V.

Somit haben wir eine der vielen nächtlichen Zusammenkünfte der beiden jungen Leute, zwischen denen das Schicksal eine so feste eiserne Wand aufgerichtet zu haben schien, geschildert. Viel hülfsbedürftiger und ärmer als der Sohn des armen Mannes, war die Tochter des reichen Mannes geworden; aber auch jener war unglücklich und verlassen, und darum ward wieder einmal wahr, daß zwei Unglückliche sich viel leichter zusammenfinden, und viel fester sich binden, als zwei Glückliche. Wie Georg und Laurentia sich zuerst zusammengefunden hatten, darüber hätten sie kaum Rechenschaft geben können. Es waren zwei arme Kinder, und jedes saß für sich allein auf dem kalten Stein; da kam das Schicksal, diesmal gütig

und lächelnd gleich einer guten, klugen und vorschauenden Mutter und führte die beiden jungen Herzen zusammen, Trost und Lust zum Leben gegenseitig zu geben und zu empfangen. Einst, als der Weißdorn in der Gartenhecke der Silberburg in der Blüthe stand, hatten sich die beiden Kinder die Hände unter dem Busch durchgereicht, da sie zu klein waren, um darüber wegzublicken. Nun hatte seit dem glücklichen Frühlingstage der Weißdorn wohl zwölf Mal in seinem luftigen Kleide den abziehenden Winterschnee verspottet; aus den Kindern waren „Leute" geworden, die sich recht gut die Hände über die Hecke reichen konnten. Das Reichskammergericht war von Regensburg nach Wetzlar verlegt, der Friede zu Ryswick geschlossen, der Kurfürst von Brandenburg war König in Preußen geworden; der spanische Erbfolgekrieg hatte seinen Anfang genommen, die Stadt Sanct Petersburg war gegründet; der Blitz hatte den Brunnenritter auf dem Markt zu Rothenburg zertrümmert, der alte Scharfrichter war gehängt worden von dem neuen, Georg Kindler war mit einer Brustwunde und mit einer Wunde im Arm heimgekehrt aus dem Feldzuge des Prinzen Eugenius am Rhein.

Nun ging auch dieser Sommer des Jahres 1704 seinem Ende entgegen, und das enge Leben der kleinen Reichsstadt nahm seinen gewohnten Verlauf. Es wurde mit Pomp das Freischießen gehalten, und der Arm Georgs war um diese Zeit so weit hergestellt, daß der Weibel des Regiments Montecuculi die Pürschbüchse halten konnte. Den Vogel schoß er ab und gewann den besten Preis, durch dessen gute Verwendung das Innere des alten Thurmes auf der Römerhöhe ein behaglicheres Ansehen bekam. An diesem Freischießen durfte der einstige Profoß des Regiments Deutschmeister als Ehrloser natürlich nicht theilnehmen; dafür aber durfte er einem Diebe das rechte Ohr abschneiden, ein Pasquill auf den Herrn Bürgermeister und dessen lebenslustige Gemahlin unter dem Galgen verbrennen und eine Hexe im Gnadenwege mit dem Schwert vom Leben zum Tode bringen.

Immer tiefer las sich Friedrich Kindler auf dem Lug in's Land in die Prudentia oeconomica, die Kunst, ein reicher Mann zu werden, hinein, doch blieben die guten Lehren des Allongeperrückenträgers auf dem Titelblatt stets von derselben verwirrenden

Wirkung auf den alten Mann, und das war eigentlich nur für ein Glück zu halten.

Dagegen schien die Gemüthsstimmung des unglücklichen Mannes in dem verfallenden Hause unter der Römerhöhe immer hoffnungsloser zu werden. Laurentia hatte dem Geliebten darüber immer schrecklichere Einzelheiten mitzutheilen; aber immerfort wehrte sie sich hartnäckig gegen den Rath des Freundes, die Hülfe der städtischen Beamten anzurufen.

Gegen Anfang des Octobers begegnete Georg wieder einmal dem Scharfrichter, und mit der gewohnten spöttischen Miene sagte der Letztere:

„Monsieur, Unsereins ist ein halber Doctor; soll ich Euerm Schätzchen einen Trank eingeben gegen die bleichen Wänglein?"

Und als Georg Kindler wild auffahren wollte, lachte der Andere:

„Hoho, thut doch nicht so, Weibel. Unser Einer gehet auch in der Nacht umher und merkt Mancherlei. Hoho, wünsch' Euch in Wahrheit viel Vergnügen mit dem holden Kind. Zu Euerer Hochzeit werdet Ihr mich wohl nicht laden?!"

„Was redet Ihr mich an? Was spionirt Ihr?

Wer giebt Euch das Recht, nächtlicher Weile die Silberburg zu umschleichen?" rief Georg, außer sich vor Grimm.

„Hoho, Camarado, kalt' Blut. Euch möcht' ich fragen, was Ihr zu suchen habt in der Nacht dort im Garten? Kümmert Euch ja nicht um mein Recht, das soll Euch schon klar genug werden in der rechten Stunde."

Georg Kindler streckte beide Hände aus, als wolle er den Scharfrichter ergreifen, um ihm die Seele aus dem Leibe zu schütteln. Wolf Scheffer aber sagte:

„Was? Den Henker, den Freimann wollt Ihr angreifen? Zurück, oder ich schlage Euch wie einen Hund zu Boden, und ich möcht' Euch doch einen ärgern Tort anthun, als Euch durch einen lumpigen Stockschlag geschehen könnt'. Platz! Gebt Raum! Raum, sag' ich, dem Scharfrichter von Rothenburg und seinem Recht!"

Fort schritt der Rothmantel; Georg aber stieß wieder einmal einen seiner wilden Soldatenflüche, deren er in der Zeit sich so ziemlich entwöhnt hatte, hervor und murrte:

„Was mag er meinen, der Hund. Hätt' ich ihm doch damals das Hirn ausgeschlagen, anstatt des falschen, heimtückischen Auges."

Um sein heißes Blut zur Ruhe zu bringen, rannte der vormalige Weibel so weit als möglich in die Nacht und in die Berge hinaus; die Geliebte konnte er doch in dieser Nacht nicht sehen. Sie war bereits seit acht Tagen nicht im Garten erschienen und hatte dem verlobten Freunde durch die alte Magd Nachricht zugehen lassen: der Vater lasse sie nicht von seiner Seite, er sei nun wie ein Kind mit Weinen und großer Angst; sie müsse ihm vorsingen, er fürchte sich sehr vor dem Herbstwinde in den Bäumen und in den Schornsteinen und Kaminen; Gott allein wisse, wie das enden werde.

So überließ nun an diesem Abend Georg Kindler dem bösen Wolf den Garten zur Silberburg, und in seinen rothen Mantel gehüllt, saß der Freimann auf der Schwelle der Hinterthür und reihete Zahlen aneinander, rechnete wie der alte Strumpfstricker auf der Römerhöhe. Er hatte soeben den Werth des wüsten Gartengrundstückes berechnet, und nun daran, den Werth des Hauses in seiner Verfallenheit annähernd

aufzustellen, lachte er nach seiner Art still in sich hinein und murmelte:

„Heraus sollen sie wie die Füchse aus dem Bau. Wundern werden sie sich über den Scharfrichter und sein Recht. Ho, wie sie die Perrücken schütteln werden im Rath. Nach dreißig Jahren soll's mir noch ein Gaudium sein. Du alter Schlaukopf von Vater in Deinem Grabe zu Wetzlar sollst Deine Freud' an Deinem Söhnlein haben. Hui, und dieser Narr und Satan, dem ich dieses schwarze Pflaster zu danken hab', wird er das Maul aufsperren! Eine fröhliche Stund' sollst Du feiern, Wolf Scheffer, so wahr Du Deines klugen Vaters Sohn bist."

Sein Selbstgespräch unterbrechend, hob der Scharfrichter plötzlich den Kopf und lauschte, und dann kletterte er vorsichtig auf den hohen Holzhaufen, über den der Kater niederzusteigen pflegte; auf diesem Platz konnte seinem Ohr nichts entgehen, was im Innern des Hauses vorging. Eine weiche volle Stimme klang aus dem obern Stockwerk der Silberburg; aber die Fenster blieben dunkel wie gewöhnlich.

Laurentia Heyligerin sang:

„Wenn über stiller Haide
Des Mondes Sichel schwebt,
Mag lösen sich vom Leide
Herz, das im Leiden bebt.

Tritt vor aus Deiner Kammer
Und trage Deinen Schmerz,
Trage des Weltlaufs Jammer
Der Ewigkeit an's Herz.

Das Ewige ist stille,
Laut die Vergänglichkeit;
Schweigend geht Gottes Wille
Ueber den Erdenstreit.

In Deinen Schmerzen schweige,
Tritt in die stille Nacht;
Das Haupt in Demuth neige,
Bald ist der Kampf vollbracht.

Schweige in Deinem Schmerze,
Geh' vor aus Deinem Haus,
Und trag' Dein armes Herze
An Gottes Herz hinaus.

Weil' nicht im dunkeln Walde,
Zwischen den Tannen nicht;
Ueber die Blumenhalde
Trag' Deinen Schmerz in's Licht.

Wenn hinter Dir versunken,
Was Ohr und Auge bannt,
Dann hält die Seele trunken
Das Firmament umspannt.

Wie aus dem Nebelkleide
Der Mond sich glänzend ringt,
So aus dem Erdenleide
Aufwärts das Herz sich schwingt.

O Haide, stille Haide,
Wie sehnet sich hinaus
Zu Dir das Herz im Leide,
Gefangen Herz im Haus!"

So klagte im Gesange das schmerzhafte „gefangene Herz" in der Silberburg; dem Lauscher unter dem Fenster war ernst zu Muth geworden; aber die Stimmung dauerte nicht lange. Bald war das höhnische Zucken um den Mund wieder da; Wolf Scheffer flüsterte:

„Wie sich das Vögelchen hinaussehnt! Wie es nach der goldenen Freiheit verlangt. Wart', Liebchen, bald sollst Du mehr davon haben, als Du gebrauchen kannst; die ganze weite Welt soll Dir offen stehen; ich will Dich nicht halten in der Silberburg."

Von seinem Platz auf dem Holzhaufen vernahm der Scharfrichter noch im Innern des Gemaches die heisere, weinerliche Stimme des alten Heyliger, dann noch einmal die sanften, überredenden Laute der Jungfrau, dann ward Alles still. Eben wollte Wolf

Scheffer leise zur Erde niedersteigen, als er noch einmal anhielt; im Innern der Silberburg ließ sich ein knarrender Ton vernehmen und das alte Gebäude zitterte in seinen Grundvesten. Es war, als ob ein starker Balken unter zu großer Last gebrochen sei.

„Teufel," murmelte der Scharfrichter, „der alte Kasten scheint doch die Gicht in den Knochen zu haben. Bah, was thut's, ich werd' mich nicht lang damit plagen. Es wird sich schon Einer finden, der ihn mir abnimmt für gut Geld; mag ihm das alte Gebäude dabei auf den Kopf fallen, was schiert's mich. Geld und Geld und Geld und zu Ende der Spaß hier! Zu Pferd und fort nach dem lustigen Frankreich. Vive le roi! Vive la joie! Vive Paris!"

Auf dem Erdboden angekommen, schüttelte sich der Lauscher und verschwand in der Dunkelheit. Eine Viertelstunde später erhellten sich zwei Fenster in der Scharfrichterei auf dem Herrenberge, Wolf Scheffer saß daselbst am Tisch, hatte einen Kalender vor sich, starrte unverwandt auf diesen Kalender des Jahres 1705, welcher dieser Tage erst beim Bücherverkäufer am Fenster erschienen war. Es war ein Datum darin

roth unterstrichen, und Wolf hielt den Finger darauf, rechnete die Tage aus, die noch verstreichen mußten bis zu diesem Datum, und summte leise vor sich hin:

„Malb'rough zieht in den Krieg,
Miroton, Miroton, Mirotaine;
Malb'rough zieht in den Krieg,
Weiß nicht, wann heim er kehrt.“

VI.

Auf den Herbst folgte der Winter, und dann kam ein anderer Frühling, der des Jahres 1705. In diesem neuen Frühling sollte sich das Geschick der Leute, welche wir im Laufe dieser Erzählung kennen gelernt haben, erfüllen.

Sehr streng und hartnäckig war der Winter gewesen, aber in einer einzigen Nacht wurde er durch einen gewaltigen Sturm vom Thron geworfen, wie das so manchem andern überstrengen und gewaltthätigen Herrscher begegnet ist. Für die Welt brachte jedoch diese Thronentsetzung eine Nacht der Furcht und des Schreckens. Was anfangs ein sanftes Wehen war, gleich dem Athem eines Kindes, das wurde zum donnernden Heulen; die stärksten Bäume mußten sich

der Windsbraut neigen, und wie sie durch die Berge und Wälder in die Ebene hinausfuhr, verstreute sie eine wahre Saat zersplitterter Aeste über das Land. Unzählige Fensterscheiben wurden zerschmettert, von den Dächern die Ziegel gerissen. Mit Gekrach brach der Thurmknopf der Hauptkirche zu Rothenburg hernieder, und die Documente, die durch hundert Jahre in seiner Höhlung unberührt gelegen hatten, wurden nunmehr in alle Welt zerstreut. Auf der Römerhöhe in der Warte vermeinten Vater und Sohn alle Augenblicke, nun trage es das morsche Gemäuer nicht länger, nun müsse es niedergehen ohne Gnade. Gegenüber auf dem Herrenberge hob sich Wolf Scheffer von seinem Lager und warf sich in die Kleider. Das Dach riß ihm der Orcan über dem Haupte weg, und so verließ der Scharfrichter das Haus, klammerte sich am Bergeshang an einen Baum, und blickte wilden Herzens nieder auf die zagende Stadt und fühlte sich von allen ihren Bewohnern vielleicht am wohlsten in diesem Aufruhr der Elemente. Nur um die Silberburg bekümmerte er sich.

„Hoho, sie wird's ja wohl überdauern!" wollte er rufen; aber die Gewalt des Sturmes trieb ihm

den Athem tief in die Brust zurück, so daß er fest den Mund schließen mußte, um nicht zu ersticken.

Manche zagende Seele glaubte in dieser grauenvollen Nacht, nun komme der jüngste Tag, und der Engel des Gerichts setze schon die Posaune an den Mund, um den Todten den Weckruf zu blasen und allen Staub aus den Gräbern vor den Thron des höchsten Richters zu rufen.

Jetzt ist auch der Augenblick gekommen, wo wir das Innere der Silberburg betreten dürfen. Mehr als alle andern Gebäude in Rothenburg zitterte das alte Haus in seinen Grundvesten. Wie ein lebendiges Wesen, das sich in großer Noth und Qual befindet, ächzte und stöhnte und wehrte es sich vergeblich. Schon waren mehrere verwitterte Fensterflügel losgerissen aus ihren Angeln, und in die Gasse, den Hof und den Garten hinabgestürzt. Ungehinderten Eingang fand der sausende Wind in die Silberburg; scharf und schrill strich er durch die Gänge und Gemächer und trieb den Staub, den die Jahre ungehindert aufgehäuft hatten, wolkenhaft hin und wieder. Mäuse und Ratten trieb das Krachen in Gebälk und Gemäuer in Schaaren aus ihren Schlupfwinkeln, und

der Herr des Hauses, wie er, ruheloser als je, nach seiner Art durch die Corridore schlich, sah ihr Laufen und Wimmeln zu seinen Füßen und hörte ihr ängstlich Pfeifen durch das Brausen und Zischen des Sturmes. Alle Ratten und Mäuse verließen in dieser Nacht die Silberburg und warfen sich in die benachbarten Häuser und in das Römerthor, wo sie den erstaunten Geschlechtsgenossen gewiß viel zu berichten hatten aus dem eben verlassenen Aufenthaltsort.

Wiederum mußte Laurentia Heyligerin die ganze Nacht hindurch die wohlbekannten Tritte, das geisterhafte Schlurfen, das irrende Tasten an den Thüren und Schlössern hören. Als die tastende Hand auch zu ihrem Thürschloß kam und das Mädchen emporsprang, ihre Kleider zusammenraffte und in die Dunkelheit des Vorplatzes hinausleuchtete, sah sie die gebückte, hagere Gestalt des Vaters, eine Kiste unter dem Arm tragend, eine Laterne in der Hand, die Bodentreppe hinaufsteigen. In demselben Augenblick blies ihr der Wind die Lampe aus, und ein neues, gewaltiges Aufwüthen der Windsbraut trieb das zitternde Mädchen zurück zu ihrem Bett. Die Decke zog Laurentia über

den Kopf, die Augen schloß sie fest und versuchte es, andere helfende Geister gegen die namenlose Angst ihrer Seele heraufzurufen. Sie rief die erste Begegnung mit Georg nach dessen Rückkehr aus dem Franzosenkriege vor die erregte Phantasie zurück. Sie dachte an die süßen Sommerabende, welche sie mit dem Geliebten Arm in Arm in dem wilden Garten auf der bemoosten Steinbank unter der Rosenwildniß zugebracht hatte, während das Mondlicht wie aus einer silbernen Schale über die stille Welt ausgegossen wurde. Auf den kleinsten Einzelheiten dieser Augenblicke des Aufathmens zwang die Jungfrau ihren Geist, zu verweilen, und dadurch überwand sie zuletzt alle Schrecken der Finsterniß. Der Sturm mochte sein Aergstes an der Silberburg versuchen; Laurentia Heyligerin schlief ein mit einem Lächeln auf den Lippen, und als sie erwachte, war es heller Tag; die Sonne schien glänzend in das Fenster, und die Langschläferin mochte den Orcan der Nacht für einen der bösen Träume nehmen, von denen sie so oft geängstigt wurde. Die Welt stand noch und das alte Haus stand ebenfalls noch. War all das Getöse der Nacht wirklich nur ein Traum gewesen? War es nur ein

Spiel der Phantasie gewesen? Es konnte nicht sein, und bald trat der Jungfrau, wie sie noch einige Zeit wachend und sinnend auf ihrem Lager lag, das Wirkliche klar vor die Seele: der Sturm, das ächzende Haus, die kümmerliche Gestalt mit der Laterne und der Truhe, welche die Bodentreppe erstieg.

„Was ihn nur wieder getrieben hat?!" sagte Laurentia; aber dann verschwand dieser Gedanke schnell, und die Erinnerung ihrer Träume stieg von Neuem fröhlich auf. In diesen Träumen war nichts von solchem Geheul, Klirren und Krachen, nichts von Verwüstung und Tod vorgekommen. Und nun schien die Sonne so hell und hoffnungsreich: vorbei war der Orkan und mit ihm der böse Winter, welcher den Garten so grausam versperrte.

Schnell kleidete sich die Jungfrau an, dem Vater das Frühstück zu bereiten und zu bringen. Als sie aber aus ihrem Gemach vortrat, blieb sie überrascht auf der Schwelle stehen. Der Duft von Moder und Staub, welchen sie sonst auf dem Gang einzuathmen hatte, war verschwunden, eine reine, kalte, herzerfrischende Luft erfüllte das Haus. Da hing dem Fenster des Corridors ganz nahe ein Bild, welches Alter und

Vernachlässigung gänzlich unkenntlich gemacht hatten; nun waren der Regen und der Sturmwind durch das zertrümmerte Fenster gekommen und hatten von diesem Gemälde die Staubkruste abgefegt und abgewaschen, daß die Farben fast wie neu glänzten. Laurentia hatte sonst wenig auf dieses Bild geachtet; jetzt stand sie still davor und betrachtete es nachdenklich und gerührt. Zwischen Blumen und Früchten saß ein lächelnder Knabe mit Flügeln, Köcher, Bogen und Pfeil und zielte aus der altersdunkeln Leinwand auf die Beschauerin. Vor langen, langen Jahren hatte nach Art der Zeit der Stadtmaler Aloysius Murkele auf Bestellung der Großmutter Laurentia's als Amor abconterfeit; — wie fuhr die Enkelin und Tochter zusammen, als sie sich endlich von diesem jetzt so gespenstischen Bilde abwandte.

Sie stieg die Treppe hinab in das Erdgeschoß, wo in der Küche die alte Magd bereits wirthschaftete, und die Jungfrau mit vielen und erregten Ausrufungen und Schilderungen des vom Sturm in der Stadt und in der Umgegend angerichteten Schadens empfing. Der Bronn vor des Schöffen Marklinger Haus war umgerissen, in Sanct Agathenvorstadt waren eine Kuh

und ein Pferd von einem einstürzenden Stall erschlagen, und so weiter, und so weiter.

„So, Jungfer," rief die Alte, die Hände zusammenschlagend, „so grausam hat der böse Feind gewüthet, daß es nicht zu glauben ist. Stimmen hat man im Wind gehört, Kreischen und Jauchzen; Weiber hat man reiten sehen auf Besen und Gabeln in den Wolken; es ist nicht auszusagen. Die große Linde vor der Rathsapotheke lieget auch darnieder, und nun schauet nur, wie's in unserm eigenen Garten aussiehet. Was mich am meisten wundert, ist, daß der Thurm dort oben auf der Römerhöhe noch aufrecht stehet; der grause Wind hat dort doch am meisten freie Bahn gehabt. Des Scharfrichters Haus drüben ist fast ganz ruiniret."

Durch das niedere Küchenfenster warf Laurentia einen schnellen, scheuen, ängstlichen Blick über den Garten, in welchem die meisten Bäume zu Boden lagen, nach dem alten Wartthurm, dem Aufenthalt des Geliebten. Thurm und Höhe lagen im schönsten Sonnenschein, und blauer Rauch kräuselte aus der Kaminröhre des Lug in's Land. Aus voller Brust holte Laurentia Athem, und freudig bewegte sich ihr

Herz; sie wußte, daß dem Liebsten kein Unheil geschehen war in der bösen Nacht.

Die Seele des Mädchens war so frei und leicht, daß sie sich selbst darüber verwunderte, solche fröhliche Laune kam der Armen so selten, daß sie ihr als etwas unbeschreiblich Unbekanntes und Fremdes erschien. In dieser Stimmung trug sie nach des Hauses Gewohnheit die Morgensuppe in des Vaters Stube, wunderte sich auch nicht allzu sehr, als sie dieselbe leer fand. Das kam öfters vor. Manches festverschlossene Gemach hatte der alte Heyliger in seinem zerrütteten Geiste zu bewachen; so konnte er auch jetzt irgendwo nachschauen in einem Winkel, ob nach dem nächtlichen Getöse noch alle verborgenen Schätze und Heimlichkeiten an ihren rechten Orten sich befanden; ob da nicht ähnliche und schlimmere Verwüstungen angerichtet seien wie sonst im Hause.

Nieder saß Laurentia Heyligerin und wartete auf den Vater, und im Warten spann sie von Neuem an den Traumbildern, welche ihr der Schlaf gebracht hatte. Immer leichter, immer wohler ward ihr zu Muthe, immer weiter und lichtvoller ward ihre Seele. Es war ihr, als sei sie die langen dunkeln Jahre hin-

durch nur ein thörichtes Kind gewesen, welches in grundloser Furcht sich quälte und harmlose Schatten für die drohendsten Gespenster nahm. Es war ihr, als habe dieser großmächtige Sturm in der Nacht vom letzten März auf den ersten April nicht nur die Welt und das Haus zur Silberburg, sondern auch ihre innerste Seele von allem Bösen, von allem Grauen gereinigt und befreit. In diesem Augenblick sah Laurentia Heyligerin in die Zukunft wie in eine sonnige, grüngoldene Landschaft, wo reiche Ernten von Glück und Seligkeit ihr entgegenreiften. Da — fiel ein Schatten auf sie; erschreckt blickte sie empor und streckte mit einem Schrei abwehrend die Hände aus. Vor ihr stand in seinem rothem Mantel, das schreckliche Schwert unter dem Arme tragend, finster und drohend Wolf Scheffer, der Henker.

VII.

„Wo ist Euer Vater, Jungfer?" fragte der Scharfrichter von Rothenburg das zitternde Mädchen, welches sprachlos ihn anstarrte.

„Hat Euch der lustige Wind das Gehör oder die Sprache genommen, Jüngferlein?"

„O, was wollet Ihr?" stöhnte kaum vernehmlich die zum Tod erschrockene Jungfrau; der Scharfrichter aber hob das Haupt, horchte nach der Gasse zu und lachte kurz. In die Gasse hinaus war die alte Magd gestürzt, außer sich über das Eindringen des Freimannes in die Silberburg. Das Volk, das da in Haufen stand und die Aengste der vergangenen Nacht besprach, rief sie auf, und alle Augen richteten sich in starrer Verwunderung auf die Silberburg. Vom

Marktplatz herunter kam in diesem Moment der regierende Bürgermeister mit einigen Rathsherren und Schöffen, den durch den Sturm angerichteten Schaden in und um die Stadt zu beschauen. Auch sie erhielten Bericht, daß Wolf Scheffer, der Henker, ein ehrlich Haus beschritten habe, schüttelten die Häupter, besprachen sich einen Augenblick untereinander, und dann schritt der Bürgermeister gegen die Silberburg und trat in die dunkle Thür. Ihm folgten die Rathsherren und die Schöffen und ein großer Theil der Menge; ein noch größerer Haufe wurde freilich durch den Rathsdiener an der Pforte zurückgewiesen.

Durch den verwilderten Garten schlich der schwarze Jürg um Kundschaft nach der Geliebten. Er fand die Hinterthür der Silberburg offen, und eine unerklärliche Macht trieb ihn zu dieser Stunde, in die Wohnung des alten Familienfeindes, dessen Kind er so sehr liebte, einzutreten. Mit geheimem Schauder setzte er den Fuß in das Haus, das einst den Kindlern geeignet hatte, wo so viele Geschlechter seines Namens geboren und gestorben waren. Schon waren die untern Räume voll von den Bürgern und Bürgerinnen von Rothenburg; kaum vermochte Georg sich

einen Weg zu bahnen zur Treppe. Mit dem Bürgermeister und den Schöffen stieg er empor und trat mit ihnen in das Gemach des alten Heyliger, und Alle überkam eine ähnliche Stimmung wie den Sohn des Stadtsoldaten auf der Römerhöhe; aber keiner von den Herren stieß solch einen Wuthschrei aus als Georg Kindler, da er den Scharfrichter mit seinem abscheulichen Grinsen vor der halbohnmächtigen Geliebten stehen sah.

Mit einem Sprunge wollte er sich auf den Henker stürzen; aber dieser erhob drohend die Hand und schrie mit donnernder Stimme:

„Zurück! Wer legt die Hand an mich?"

Und zurück wichen die Herren vom Rath, zurück wich das Volk; Laurentia Heyligerin warf sich an die Brust Georg's:

„Schütze mich! Um Jesu Willen, schütze mich, Georg!"

„Treibt den Mann aus diesem Haus, welches sein Fuß besudelt; befehlt ihm, zu gehen, Euer Gnaden!" rief Georg Kindler dem Bürgermeister zu; aber ehe dieser antworten konnte, lachte Wolf Scheffer und rief:

„Wer will den Scharfrichter von Rothenburg aus seinem Eigenthum treiben? Herr Bürgermeister, zu dieser Stell' fordere ich den Bürger dieser Stadt Christian Jakob Heyliger, im Jahre Sechzehnhundertfünfundsiebenzig Zinsmeister allhier zu Rothenburg."

„Wer gibt Euch das Recht, solches Verlangen zu stellen? Wer giebt Euch das Recht, in dieses Haus einzudringen? Wisset Ihr nicht, daß —"

Der Scharfrichter zog unter seinem rothen Mantel einen beschriebenen und besiegelten Papierbogen hervor und hielt ihn hoch über die Häupter des Volkes.

„Hier mein Recht! Hat der Teufelswind über Nacht das Dach mir über dem Kopf weggenommen, so muß ich schauen, daß ich ein ander krieg'. Hier mein Recht! Und nun zum letzten Mal: Wo ist Euer Vater, Jungfer Heyligerin?"

„Ich weiß es nicht — o käme er! — Georg, Georg, was ist das? Was ist geschehen? Was soll geschehen?"

„Still, Lieb', ich bin Dein Schutz hier und überall."

„Herr Bürgermeister von Rothenburg, nehmt und les't," sagte der Scharfrichter, dem Herrn das Papier

reichend. Derweilen will ich selbsten Umschau halten nach Christian Jakob Heyliger und ihn herschaffen, daß er mir mein Recht gebe."

Auseinander wich die Menge, und der Scharfrichter schritt aus der Thür, das vergilbte Papierblatt in der Hand des Bürgermeisters zurücklassend. Dem kaiserlichen Notarius Cyprian Schnäubele reichte der regierende Herr das inhaltschwere Document.

„Leset Ihr, Gevatter. Meine Augen sind zu blöde, und meine Brille lieget zu Hause."

Einen fliegenden Blick warf der Notarius über das Papier, die Unterschriften und Siegel, dann zuckte er die Achseln, wie sie nur ein Advokat zucken kann, und schnitt eine Grimasse, wie sie ebenfalls nur ein Advokat schneiden kann.

„Traget vor, Herr Doctor!" riefen in athemloser Neugier die Rathsherren und der Notarius laut:

„Ich Johann Gottlieb Riecher J. U. Licent. Notarius caesareus publicus bezeuge und bescheinige durch meine Unterschrift und Beisetzung meines Notariatssigills, wie folget:

Am ersten Aprilen in diesem Jahr, nach Christi Geburt 1675, ist ein Pact aufgerichtet und rechtskräftig

gemachet zwischen den Herren, Herrn Christian Jakob Heyliger, Bürger und Zinsmeister in kaiserlich freier Reichsstadt Rothenburg im Thal einerseits und Traugott Gottlieb Scheffer, kaiserlichem Kammergerichtssecretarius zu Regensburg, andererseits.

Sintemalen obengenanntem Herrn Christian Jakob Heyliger obenbenannter Herr Traugott Gottlieb Scheffer, Secretarius, in einem allhier geführten Prozess Heyliger contra Kindler mit Rath und That so hilfreich zur Hand gegangen ist, daß besagter Chr. J. Heylinger besagtem T. G. Scheffer nimmer genug danken und lohnen kann: so ist zwischen besagtem Chr. J. Heyliger und besagten T. G. Scheffer verbrieft und besiegelt, wie folgt:

I. Zahlt am heutigen Datum Herr Chr. J. Heyliger dem Reichskammergerichts-Secretarius Herrn T. G. Scheffer fünfhundert Gulden in guter Müntz.

II. Zahlt derselbe Chr. J. Heyliger demselben T. G. Scheffer fünfhundert Gulden an dem Tag, an welchem besagter Chr. J. Heyliger Besitz nimmt von dem Haus, benannt zur Silberburg, in kaiserlicher freier Reichsstadt Rothenburg im Thal.

III. Dieweilen aber des Menschen Fleisch ist wie

Heu und seine Güter nicht haften in Einer Hand, so ist ausgemachet und beschlossen, daß am ersten Aprilen Siebenzehnhundertfünf als nach einem Menschenalter, vom heutigen Tag an gerechnet dreißig Jahre, dem obenbenannten Reichskammergerichts-Secretarius Traugott Gottlieb Scheffer, oder dessen dann lebenden Erben und Rechtsnachfolgern obenerwähntes Haus zur Silberburg in kaiserlich freier Reichsstadt Rothenburg im Thal mit allem Zubehör, Lasten und Rechten von obenbenanntem Christian Jakob Heyliger oder dessen Erben gutwillig und ohne Widerrede übergeben werden soll. Wird aber Terminus verpaßt, ist's Recht verpaßt.

Ist dieser Pact in aller Güte, ohne Widerspruch von einer Seite aufgesetzet und doppelt ausgefertiget worden, wonach zu achten.

Regensburg am ersten April 1675.

(L. S.) Johann Gottlieb Riecher,
Notarius publicus caesar.

(L. S.) Christian Jakob Heyliger,
Zinsmeister zu Rothenburg im Thal.

(L. S.) Traugott Gottlieb Scheffer,
Kaiserl. Reichskammergerichtssecretarius
zu Regensburg.

Die Blicke und Bewegungen der Hände, Schultern und Köpfe, welche diese Vorlesung begleiteten und ihr folgten, zu schildern, geht über unsere Kraft. Während Alles in Wunder und Staunen steht und Laurentia leise über die Schmach des Vaters weint, das Gesicht an der Brust des Geliebten verbergend, wollen wir einen Blick in die Vergangenheit werfen.

Anno 1675 war der Zinsmeister Christian Jakob Heyliger ein Mann in seinen besten Jahren, und der Reichskammergerichtssecretarius Scheffer, obgleich bedeutend jünger als der Zinsmeister, war doch nur ein kümmerliches Männlein gegen den stattlichen Bürger von Rothenburg. Nicht im mindesten wahrscheinlich erschien es von damals, daß der Secretarius für sich selbst einen angenehmen Gebrauch von dem eben vorgetragenen Schriftstück werde machen können. Der Mann hüstelte und spie auch von Zeit zu Zeit ein wenig Blut aus, und nicht die mindeste Aussicht war vorhanden, daß er nach dreißig Jahren mit diesem Pact werde hervortreten können. Freilich hatte er ein damals fünfjährig Söhnlein, welchem der Vertrag hätte zu gute kommen können; aber damit war es ein eigen Ding. Dieses Söhnlein war die einzige Frucht

einer für den Secretarius ungemein stürmischen Ehe, und der Vater hatte längst den ohnmächtigen Zorn und Grimm, den er täglich seiner bessern Hälfte gegenüber verschlucken mußte, auch auf den kleinen Wolf, welchem die Frau Schefferin mit der Muttermilch die allergrößeste Verachtung der väterlichen Autorität eingeflößt hatte, übertragen. Der Papa kümmerte sich den Teufel um die Zukunft seines Sohnes.

Im Hause war der Secretarius Scheffer der erbarmungswürdigste Knecht und Sündenbock, den man sich vorstellen kann; aber er gehörte leider zu den Naturen, welche das Gift, das sie gegen die eigene Umgebung nicht verspritzen dürfen, nach Außen tragen, — vielleicht die gefährlichsten Menschen! Für das Unglück des eigenen Heerdes rächte sich Traugott Gottlieb Scheffer an der Außenwelt, und seine Stellung in der Maschinerie der Gerechtigkeitspflege des heiligen römischen Reiches deutscher Nation gab ihm die Gelegenheit dazu in Hülle und Fülle.

Zwischen den bergehohen Actenhaufen zu Regensburg, durch den Staub und Schmutz aller jener ewigen, sprichwörtlich gewordenen Rechtshändel kroch der kleine Mann in der ungeheuern Perrücke mit den

langen hagern Armen und den dünnen Beinchen wie eine heimtückische Spinne, und betrachtete es als den Inhalt seines armseligen Lebens, so viel Menschen als möglich mit Leib und Seele von sich abhängig zu machen. Hier auf dem Felde wurde der Sklav zum Tyrannen; dreimal Wehe Allen, die sich in das Netz dieser Spinne verwickelten, ihre ganze übrige Lebenszeit hindurch mochten sie sich abzappeln darin; denn es gehörte zu des Mannes grausamer Lust am Schaden, daß er nicht jedes unglückliche Opfer auf der Stelle aussog und als leere Hülse hängen ließ. Solches that er nur den armen, einfältigen Teufeln, die ihm in keiner Weise gewachsen waren; mit ihnen gab er sich nur des Gewinnes wegen ab. Anders aber gestaltete sich die Sache, wenn ihm ein an List und Schlauheit ebenbürtiger Geist entgegentrat. In solchem Falle zeigte sich der Reichskammergerichtssecretarius in seiner ganzen giftigen Glorie, und unübertrefflich war die Kunst, mit welcher er leise, leise dem Gegner die ersten feinen Fäden, die zu unlöslichen Ketten werden sollten, um Hände und Füße legte. Fast unmöglich war es, der Subtilität, mit welcher die Fäden verstärkt und vermehrt wurden, sich

zu erwehren. Hülflos bis zum Aeußersten hing zuletzt das Opfer im Netz, und Satan konnte vor Rührung über den trefflichen Schüler die Augen mit dem Schwanz wischen.

Zu den Leuten, welche dem Secretarius nahezu gewachsen waren, gehörte der Zinsmeister von Rothenburg, als er im Jahre 1673 seinen Proceß gegen Friedrich Martin Kindler begann und Anno 1675 selbst nach Regensburg ging, seinem Interesse nahe zu sein. Dunkle Wege beschritt er; aber sie führten gewissermaßen zum Ziel, denn Traugott Scheffer trug seine schweflicht leuchtende Laterne dem Zinsmeister voran. Besitzer der Silberburg mit Gärten, Ackerfeldern, Wiesen und Weinbergen ward Christian Jakob Heyliger; aber durch sein ganzes Leben hatte er alljährlich bedeutende Geldsummen gen Regensburg an den Secretär Scheffer zu schicken, ungerechnet die in dem Vertrag erwähnten Gelder. An dem Blatt, welches am 1. April 1705 in der Silberburg vorgelesen wurde, hielt der Secretär seinen Clienten. Es war kein Glück, was der Zinsmeister von Rothenburg mit der Silberburg erlangt hatte!

Im Jahre 1695 starb Traugott Scheffer weniger

an der Abzehrung als an dem Schmerz und Verdruß über die Verlegung des Reichskammergerichts von Regensburg nach Wetzlar. Auch auf seinem Besitz haftete kein Glück; das Vermögen, welches der Eheherr zusammengescharrt hatte, zerfloß und zerging der trauernden Wittwe; Niemand wußte recht, auf welche Weise. Schlecht schlug das Söhnlein aus, that nach Kräften das Seinige zum Ruin der Mutter und lief zuletzt unter die Soldaten. Verlumpt und verludert kam es im Jahre 1703 heim aus dem Kriege, grade zur rechten Zeit, um dem Sarge der Mutter aus dem Hospital nach dem Kirchhof zu folgen.

Als Wolf Scheffer dann die wenigen Habseligkeiten der verschiedenen Frau durchstöberte, fand er das Blatt, welches ihn zum reichen Mann in Rothenburg im Thal machen konnte. Es war eine zerbrochene silberne Haarnadel, ein dito Löffelstiel und eine Kette von Bernsteinperlen hineingewickelt. Wolf that einen Pfiff über den Fund, machte die drei Werthgegenstände zu Geld und zog gen Rothenburg, wo er grade recht kam, den bedrängten Rath von dem fressenden Delinquenten im Thurm zu erlösen. Mit einer gewissen wilden Ironie und um nicht zu verhungern bis

zum 1. April 1705, übernahm der einstige Profoß vom Regiment Deutschmeister-Infanteria das Scharfrichteramt der kleinen Reichsstadt. Er hatte durchaus nicht die Absicht, sein Leben in Rothenburg hinzubringen, so kam es ihm nicht darauf an, sich daselbst auf kurze Zeit anrüchig und ehrlos zu machen.

Wir haben gesehen, wie er seinem Feinde Georg Kindler begegnete und die Liebe desselben zu Laurentia Heyligerin entdeckte; wir haben gesehen, wie er die Silberburg, sein baldiges Eigenthum, Tag und Nacht nicht aus dem Auge ließ. Mit der Besitznahme der Silberburg glaubte der Rachsüchtige zugleich sich rächen zu können an Dem, welchem er seine Verstümmelung zu danken hatte, und so frohlockte er doppelt.

VIII.

Von Hand zu Hand ging im Kreise der Rothenburger Herren in der Silberburg das ominöse Papierblatt.

„O Vater! Vater!" schluchzte die Jungfrau.

„Wo er nur sein mag, daß er bei solchem Aufruhr im Hause nicht hervorkommt?!" rief Georg.

„Heyliger! Wo ist er? Wo ist der Meister Heyliger?„ ging's im Kreise.

Währenddem kam das Document zurück zu Herrn Cyprian Schnäubele, dem kaiserlichen Notarius, und von Neuem unterwarf dieser es der sorgfältigsten Prüfung, beaugte es von allen Seiten, von vorn und von hinten. Plötzlich stieß er einen Ausruf hervor, sah auf, umher in der Gruppe und auf die bleiche Lau=

rentia. Er lächelte, schlug auf das Papier, hielt es in die Höhe und rief:

„Ihr Herren und Ihr, Jungfer Heyligerin, das Recht, so dieses Blatt gibt, will ich wohl anfechten und hoff' meine Sach' zu gewinnen; während der Proceß aber schwebt — beati possidentes!“

„Weshalb wollt Ihr dieses Recht anfechten?“ fragte die scharfe Stimme Wolf Scheffer's des Scharfrichters, der von seinem Gang durch's Haus zurückkehrte und vor dem die Gruppe sich eben wieder öffnete. „Weshalb soll dieser besiegelte und manu propria von den Parteien unterschriebene Pact ungiltig sein?“

„Will's Euch sagen, Meister,“ sprach der Rechtsgelehrte. Hier stehet freilich geschrieben, daß die Silberburg übergeben werden soll am ersten April 1705; aber hier steht auch geschrieben: gerechnet vom ersten April 1675 an dreißig Jahre. Merkt's wohl, dreißig Jahre. Wird der Termin verpaßt, so ist der Vertrag null und nichtig.“

„Was weiter?“ fragte der Scharfrichter, sich auf sein Schwert stützend.

„Zehen Tage zu spät ist dieses Schriftstück vor-

gewiesen, Meister!" rief der Doctor Schnäubele. Im Jahr nach unseres Herrn und Erlösers Geburt Siebenzehnhundert ist das Edict glorreicher kaiserlicher Majestät Leopoldi Primi der verbesserte Gregorianische Kalender eingeführet worden, und die Einführung von allen Canzeln abgelesen, auf allen Wegen und Kreuzwegen des Reiches verkündiget. Wer kann dawider sprechen? Null und nichtig! Null und nichtig!"

„Null und nichtig!" riefen Bürgermeister, Rathsherren, Schöffen und Volk, und der Scharfrichter nahm ruhig das Schriftstück aus der Hand des Notars.

„So höret, Ihr Herren von Rothenburg!" rief er, und eine Todtenstille trat vor seinem Worte ein. Im Kreise blickte er umher, hob das Papier und sagte:

„Aufgebe ich hiermit dieses Recht — da!"

Das Document fiel zerrissen zu Boden, — und ein Ruf des Erstaunens brach aus unter den Theilnehmern dieser Scene; dieser Ruf erstarb aber auf den Lippen, denn in demselben Moment warf der Scharfrichter den Mantel zurück, das breite, blitzende Schwert funkelte über den Häuptern des Volkes:

„Ein Recht verloren, gewonnen das andere! Mein die Silberburg und mehr als die Silberburg!

Raum dem Scharfrichter und seinem Recht! Folgt und seht, Ihr Herren von Rothenburg!"

Aus dem Gemach schritt der Henker, das Schwert über die Schulter; ihm nach drängten alle Anwesenden die Treppe hinauf, welche in die obersten Räume des Hauses führte. Georg legte sachte die Geliebte in die Arme der alten Magd. Auch er eilte den Andern nach, und vor dem Geschrei, welches von oben, von dem Bodenraum hinabdrang, erstarrte ihm das Blut in den Adern.

Durch das verwahrloste Hausdach schien überall ungehindert die Sonne, der Fußboden war immer noch überschwemmt von dem in der Sturmnacht eingedrungenen Regenwasser. Kisten und Kasten, alter Hausrath, Bretter und Plunder versperrten überall den Weg; in einem Winkel stand Wolf Scheffer und um ihn das erstarrte Volk. Von einem Balken herab hing die Leiche Christian Jakob Heyliger's, und um sie standen Truhen von Geldsäcken und Pergament, goldenen und silbernen Kostbarkeiten aller Art — ein gewaltiger Reichthum.

Und zu dem Leichnam sprang der Scharfrichter, umfaßte ihn mit dem linken Arm und rief:

„Raum für des Henkers Recht!“

Mit dem Richtschwert beschrieb er auf dem Boden einen weiten Kreis um die Leiche, und in den Kreis fielen die Kisten und Truhen, die Pergamente, die silbernen Schüsseln und Becher, die goldenen Ringe, Ketten und Spangen.

„Kennt Ihr des Scharfrichters Recht, Ihr Herren von Rothenburg?“ rief er mit wildem Frohlocken. „Was an des Selbstmörders Leiche in den Kreis fällt, den des Scharfrichters Schwert zieht, ist des Scharfrichters! Herr Notarius, wollt Ihr gegen dieses Recht auch Euer Wörtlein sagen? Hoho, gebt dem Scharfrichter sein Recht — hier! hier!“

Neben dem Erhängten niederknieend fing der Mann im rothen Mantel an, in den Truhen, welche sein Eigenthum geworden waren, zu wühlen. Triumphirend hielt er dem Bürgermeister, den Rathsherren, dem Doctor Schnäubele ein Document mit klappernden Silberkapseln nach dem andern unter die Nase.

„Hier die Silberburg, mein, mein! Hier die Aecker am Gretchenkopfe, mein, mein! Hier der Weinberg zur wilden Hütte, mein! Hier die Wiesen im Hasenthal, Alles, Alles mein!“

Keiner der Zuschauer konnte ein Wort hervorbringen; nur der kaiserliche Notarius sagte:

„Schneidet die Leiche ab, Meister Scheffer. Ihr seid der reichste Mann zu Rothenburg im Thal! Dieses Recht ist nicht anzugreifen. Fiat justitia!“

Damit wandte sich der Rechtsgelehrte und ging.

Mit dem Richtschwert durchsägte der Henker den Strick, welcher den Erhängten in der Luft hielt. Schwer fiel der Körper zu Boden, und in dem Gemach darunter fuhr die Tochter über den dumpfen Ton zusammen und sank in eine neue wohlthätige Ohnmacht.

Seit Menschengedenken war kein Selbstmord in kaiserlich freier Reichsstadt Rothenburg vorgefallen, deshalb machte der jetzige, der noch dazu unter so seltsamen Umständen stattgefunden hatte, den allergrößesten Eindruck auf das Volk.

Zurück wichen Alle. Niemand hielt es aus in dem unheimlichen Hause. Niemand glaubte darin länger Athem holen zu können. Die Silberburg ward leer, und todtenstill ward es drin. Auf dem Hausboden blieb der Scharfrichter mit der Leiche und den Schätzen allein zurück. Wolf Scheffer war der Ein-

zige, welcher von dem Gefühl, als ob Wände und Decken des alten Gebäudes zusammenbrechen müßten, nichts wußte.

An der Brust des schwarzen Jürgen lag die arme Laurentia, und der Geliebte duldete nicht, daß die Tochter noch einmal die entstellte Leiche des unglücklichen Vaters zu Gesicht bekam. Wie ein Kind trug Georg die Braut durch den wilden Garten, die Römerhöhe hinan zu dem alten Thurme, wo der nichtsahnende Vater in glücklichem Frieden saß, in die blaue, blitzende Ebene hinausblickte und das belehrende Haushaltungsbuch auf seinen Knien fast ganz vergessen hatte. Es kostete viel Mühe, ihm das Geschehene klar zu machen, und im nächsten Augenblick hatte er es doch wieder vergessen und umschlich verwundert-zärtlich die weinende schöne Jungfrau, die so plötzlich sich in seinem Thurmgemach eingefunden hatte.

Nachdem Georg und Laurentia die Silberburg verlassen hatten, ging auch die alte Magd daraus weg, und mit dem Leichnam hatte von da an Wolf Scheffer das Reich allein darin. In das Gemach Christian Heyliger's trug er Geld, Documente und Kostbarkeiten; die Leiche ließ er an ihrer Stelle bis der Sarg und

die Grube im Winkel der Selbstmörder an der Kirchhofsmauer fertig waren. Im Triumph schritt er hin und her und baute die phantastischen Luftschlösser künftigen Glanzes, während seine Tritte dumpf wiederhallten in den öden Räumen. Nach Frankreich wollte er mit seinen Schätzen ziehen, der König Louis brauchte solche Männer wie er; der Krieg konnte ihn noch zum großen Herrn machen; — der Träumende malte sich aus, wie er einst mit der Maison du Roi einrücken werde in die Stadt Rothenburg im Thal. Unter seinen Fußtritten erzitterte der Boden, den rothen Mantel und das breite Schwert schleuderte Wolf Scheffer weit von sich in einen Winkel und lachte:

„Diese Komödia ist aus, dieser Spaß ist bald zu einem guten Ende gekommen. Palsambleu, wir wollen in Kurzem einen andern Degen an die Hüfte stecken —

„Marlbrouck s'en va-t-en guerre,
Miroton, Miroton, Mirotaine!
Ne sais quand reviendra,
Miroton, tonton, mirotaine!“

Stunde auf Stunde verfloß. Den jetzigen Eigenthümer der Silberburg überkam der Hunger; aber er

begnügte sich mit einer Brodrinde und holte sich selbst einen Trunk Wasser dazu aus dem Brunnen im Hofe; dann setzte er seine Gänge durch das hallende Haus fort. Er blickte aus den Fenstern, die auf die Gasse gingen, und zog eine spöttische Miene über die Haufen, die den ganzen Tag über vor der Silberburg lungerten und nach dem alten Gebäude starrten. Das Volk sah ihn am Fenster und flüsterte und steckte die Köpfe zusammen; aber er lachte. Er lachte noch toller, wenn er an den schwarzen Georg vom Regiment Montecuculi dachte. Dem hatte er es nun heimgegeben.

Und es ward Abend, dann dunkle, warme, stille Nacht.

Im Lug in's Land auf der Römerhöhe lag der Vater Kindler längst im festen Schlaf; auf der Plattform neben der alten Karthaune standen Georg und Laurentia, hielten sich fest umschlungen und blickten in die Nacht hinaus. Im tiefen Dunkel lag die Stadt, die Silberburg und der todte Vater. Kein Lüftchen regte sich, still, ganz still lag die Natur, wie erschöpft nach dem Aufruhr der vergangenen Nacht. Leise Trostesworte flüsterte Georg der Geliebten in's Ohr, in's Herz, und immer fester klammerte sich das

Mädchen an den starken Mann und schluchzte krampfhaft:

„Verlaß mich nicht, o verlaß mich nicht!"

„Nimmer, nimmer!" rief Georg Kindler, und auch ihm traten die Thränen in die Augen.

Wieder hatte der Nachtwächter im Thal seinen Vers für die zehnte Stunde gesungen:

„Nacht und Tag, Tag und Nacht
Gottes Aug' im Himmel wacht;
Hört, Ihr Herren, hört, Ihr Frau'n,
Gut Gewissen wird nicht grau'n
In der Nacht."

„Ich habe nur Dich! Liebe mich, liebe mich, halte mich, daß ich nicht vergehe!" stöhnte Laurentia, und Georg streichelte mit zitternder Hand das Haupt der Jungfrau nnd faßte sie fester:

„Ich liebe Dich, ich lasse Dich nimmer, im Leben nicht, im Tode nicht. Still, still, Arme, Süße; merke auf den Trost der Nacht. O, wie sie still ist und Ruhe gibt."

„Liebe mich ewig, ewig!" rief Laurentia.

„In alle Ewigkeit!" sprach Georg.

Da ging ein dumpfer Ton durch die Nacht, ein

donnerndes Schallen und Schmettern, ein Brechen und Krachen. Ein Schreien erhob sich im Thal und schwoll immer mehr an und pflanzte sich fort über die ganze Stadt. Das Krachen und Schmettern weckte nur einmal das Echo zwischen den Bergen; aber das Geschrei rief es immer von Neuem hervor. Lichter und Fackeln irrten in der Tiefe, und immer wilder ward das Rufen des Volkes.

„Um Gotteswillen, was war das?" schrie Georg. „Komm, komm herab zum Vater."

In das Thurmgemach herunter führte der junge Mann die Braut; der Greis saß aufrecht im Bett und rief:

„Es ist geschehen! Recht ist gesprochen, — das letzte Recht! Hinab, Georg Kindler, hinab zur Silberburg, sieh, ob das, was ich eben geträumt, Wahrheit ist! Das letzte Recht, o das letzte Recht!"

Neben dem Bette des Alten sank Laurentia Heyligerin nieder, und der Greis zog sie zu sich und küßte sie auf die Stirn:

„Gesegnet sei Dein Eingang hier nnter meinem Dach, Du Kind meines Feindes. Der Segen eines ungerecht Gekränkten hat groß Gewicht; viel Glück

sollst Du haben in Deinem Leben, eine gute Frau sollst Du werden wie Deine arme Mutter, wie — mein armes Weib."

Die Römerhöhe hinab stürzte Georg. Der Garten der Silberburg war bereits voll entsetzter, durcheinanderschreiender Menschen; wo die Silberburg selbst sich erhoben hatte, befand sich jetzt ein hoher Trümmerhaufen, ein wüstes Durcheinander von Balken, Pfosten und Mauern, über das die Fackeln und Laternen einen blutrothen Schein warfen.

„Gottes Gericht! Gottes Gericht!" rief das zitternde, zum Tod erschrockene Volk von Rothenburg.

„Das letzte Recht! O Vater, Vater — das letzte Recht!" schrie Georg Kindler in namenlosem Schauder. — —

Den Eindruck eines Gottesurtheils hatte dieses schreckliche Ereigniß, welche so kühne und stolze Hoffnungen und Pläne im Augenblick der Erfüllung zu nichte machte, auf die ganze Stadt Rothenburg, Geistlichkeit, Rath und Bürgerschaft — Patricier und Plebejer gemacht, und unter diesem Eindruck erkannte man dem alten Friedrich Martin Kindler den Besitz des Trümmerhaufens, welcher einst ein so stolzes Haus

gewesen war, einstimmig zu. Während die arme Laurentia auf der Römerhöhe langsam sich erholte und sich zurechtfand in dem Geschehenen, wurden die Trümmer aufgeräumt, die Leichen des Scharfrichters Wolf Scheffer und des weiland Zinsmeisters Christian Jakob Heyliger gefunden und mit ihnen die zertrümmerten Truhen mit den Geldsäcken, Kostbarkeiten und Documenten, wie sie Scheffer zuletzt darin geordnet hatte. In aller Stille wurden die Leichen begraben und dicht nebeneinander fanden sie ihre Stelle an der Kirchhofsmauer.

Friedrich Martin Kindler entschlief nicht lange nach dem Einsturz der Silberburg, und ganz sanft erlöste ihn der Tod von den Schwierigkeiten der bösen Prudentia oeconomica, die ihm im Leben so viel vergebliches Kopfzerbrechen gemacht hatte. Fast die ganze Stadt gab dem Greis ein ehrenvolles Geleit zu seiner letzten Ruhestätte; aber dessenungeachtet war für Laurentia Heyligerin, die Tochter des Selbstmörders, und Georg Kindler, den Erben des Scharfrichters, keine bleibende Stätte in der kaiserlich freien Reichsstadt Rothenburg im Thal. Man flüsterte zu viel in

den Gassen, wenn sie vorübergingen, und so zogen sie von dannen als ziemlich begüterte Leute, nachdem sie in der Stille Hochzeit gemacht hatten. Sie zogen hinaus, „weit in's Oesterreich," in eine Stadt an der Donau, Linz genannt; dort hat nach Jahren noch manch' wandernd Bürgerkind aus Rothenburg in ihrem stattlichen Hause herzlich Entgegenkommen, fröhliche Gesichter und gut Quartier gefunden und nach seiner Heimkehr nicht genug zu erzählen gewußt von dem angesehenen Herrn Georg Kindler, der schönen Frau Laurentia und den Bübeln und Mädeln derselben.

Die Silberburg wurde nicht wieder aufgebaut. Während Georg die Aecker, Wiesen und Weinberge zu guten Preisen an die Liebhaber losschlagen konnte, wollte diesen Platz Niemand kaufen, bis ihn der Rath für einen Pfifferling übernahm. Bei den schweren Zeitläuften war wenig Nahrung in der Welt. Der hispanische Erbfolgekrieg, in den auch die freie Stadt Rothenburg verwickelt war, obgleich es ihr im Grunde ganz gleichgiltig sein konnte, wer als König zu Madrid saß, jagte alle Verdienste weg; — es kam nicht darauf an, ob es einen wüsten Fleck mehr in Rothenburg gab.

So wuchsen Gras und Brennnesseln auf der Stelle der Silberburg, und bis in die neueste Zeit hieß die Stelle: das letzte Recht. Heute hat ein Speculant eine Strumpffabrik daselbst gebaut, und der Name ist verschwunden.

Zu merken ist, daß alle Menschen und alle Sachen in dieser Welt einen Augenblick haben, in welchen ihnen das letzte Recht gegeben wird.

Hollunderblüthe.

Eine Erinnerung aus dem „Hause des Lebens“.

Ich bin Arzt, ein alter Praktiker und sogar Medicinalrath. Seit vier Jahren besitze ich die dritte Klasse des rothen Adlerordens; dem Jahrhundert schreite ich um einige Jahre voran, und stehe deshalb dem biblischen Lebenspunktum ziemlich nahe. Ich war verheirathet; meine Kinder sind gut eingeschlagen; die Söhne sind auf ihre eigenen Füße gestellt, meine Tochter hat einen guten Mann. Ueber mein Herz und meine Nerven habe ich mich nicht zu beklagen, sie bestehen aus zähem Material und halten gut bei manchen Gelegenheiten, wo andere Leute ihren Gefühlen nicht mit Unrecht unterliegen. Wir Aerzte werden, so zu sagen, innerlich und äußerlich gegerbt, und wie wir unempfindlich werden gegen den An=

steckungsstoff der Epidemieen, so hindert uns nichts, inmitten des lauten Schmerzes und der stummen Verzweiflung, den ergebenen und gelassenen Tröster zu spielen. Jedermann soll seine Pflicht thun, und ich übe hoffentlich die meinige nach bestem Vermögen. Das sind schlechte Doktoren, die da glauben, daß ihre Aufgabe gelös't sei, wenn sie in ihrer Krankenliste ein Kreuz oder irgend ein anderes Zeichen hinter 'dem Namen eines Patienten gemacht haben. Unsere schwierigste Aufgabe beginnt sehr oft dann erst; wir, deren Kunst und Wissenschaft sich so machtlos erwiesen, wir, die wir so oft von den Verwandten und Freunden unserer Kranken nicht mit den günstigsten und gerechtesten Augen angesehen werden; wir sollen noch Worte des Trostes für diese Freunde und Verwandten haben. Die Stunden und Besuche, welche wir, nachdem der Sarg aus dem Hause geschafft ist, den Ueberlebenden widmen müssen, sind viel peinlicher als die, welche wir am Lager des hoffnungslosen Kranken zubrachten.

Doch das hat eigentlich nichts mit diesen Aufzeichnungen zu thun; ich will nur an einem neuen Beispiele zeigen, welch' ein wunderliches Ding die

menschliche Seele ist. Nicht ohne guten Grund überschreibe ich dieses Blatt: Hollunderblüthe; der Leser wird bald erfahren, was für einen Einfluß Syringa vulgaris auf mich hat.

Es war ein klarer, kalter Tag im Januar; die Sonne schien, der Schnee knirschte unter den Füßen der Wanderer, die Wagenräder drehten sich mit einem pfeifenden, kreischenden Ton. Es war ein gesunder, herzerfrischender Tag, und ich holte noch einmal aus voller Brust Athem, ehe ich um die dritte Nachmittagsstunde die Thürglocke eines der ansehnlichsten Straßen der Stadt zog.

Ich wußte, was ich that, indem ich so viel Lebensfrische als möglich in dieses stattliche Haus mit hinein zu nehmen trachtete. Und doch lag darin kein Schwerkranker und kein Leichnam; ich hatte darin weder Recepte zu schreiben, noch hatte ich darin mit dem Secirmesser zu thun.

Nicht lange brauchte ich vor der Thüre zu warten; ein alter Diener mit einem kummervollen Gesicht öffnete mir und neigte stummgrüßend den Kopf. Ich schritt durch die kalte, weite Halle, ich stieg die breite Treppe hinauf — langsam, Stufe für Stufe.

In den letzten Zeiten war ich sehr häufig diese Treppe hinauf gestiegen — zu jeder Stunde des Tages, zu jeder Stunde der Nacht. Oben auf dem Eckpfosten der Brüstung stand ein schöner Abguß jener sinnenden Muse, die, so anmuthig in ihre Schleier gewickelt, das Kinn mit der Hand stützt. Wenn die große Stadt schlief, wenn das Licht der Lampe, welche mir der alte Diener tief in der Nacht voran trug, auf dieses weiße Bild fiel, hatte ich es im Vorübergehen fest angeblickt und versucht, etwas von der hohen, ewigen Ruhe dieser Statue mit hinter die Thür zu nehmen, wo — — doch das war ja vorüber, das Fieber hatte gesiegt, der Sarg mit der jungfräulichen Krone auf dem weißen Atlaßkissen war diese Treppe herabgetragen, vorüber an dieser selben Bildsäule. Der Sarg war durch die Halle getragen, durch die Gassen der Stadt — der Schnee deckte das Grab, zwanzig Tage waren darüber hingegangen, und jetzt schien die kalte Wintersonne darauf.

Ich schritt durch wohlausgestattete Gemächer, wo schöne Gemälde an den Wänden hingen, wo Blumen in den Fensterbänken standen, wo weiche Teppiche den Boden bedeckten. Aber alle diese

Räume waren kalt, und Niemand befand sich darin.

Ich öffnete eine Thür nach der andern und schloß sie leise. Dann stand ich vor der letzten, welche in das letzte Gemach dieses Flügels des Hauses, ein mir wohlbekanntes Eckzimmer, führte; da horchte ich einen Augenblick: drinnen regte sich Jemand.

Was mich drinnen erwartete, wußte ich; aber doch kroch es mir ganz leise, feucht und kalt über die Stirn, und berührte leise, leise, leise alle Nervenausläufer in der Haut. Selbst der gegerbteste Doktor ist noch immer nicht gegerbt genug; ich sollte das heute wieder erfahren.

Es war ein heiteres, warmes, behagliches Gemach, in welches ich eintrat; die Sonne strahlte auch hier glänzend durch die großen Spiegelscheiben. Am Fenster standen auch hier viele und theure Blumen, und ein schönes Vogelbauer mit zwei Gesellschaftsvögeln war mitten dazwischen aufgestellt. Ein offenes Klavier, mit einem aufgeschlagenen Liederbuch darauf und einem gestickten Sesselchen davor, war ebenfalls vorhanden. Alles ringsum deutete an, daß ein Weib und zwar ein junges Weib hier wohnte — gewohnt

hatte. Alles hatte etwas mädchenhaft Zierliches; eine Verheirathete, eine alte Jungfer, hätten ihren Wohnort so nicht ausgestattet: die bleiche Frau in Trauerkleidung, welche ich stumm begrüßte, und welche, auf dem Teppich vor einer geöffneten Schieblade knieend, mit thränenleeren, ach so thränenleeren, traurigen Augen zu mir emporblickte, berauschte sich täglich — in jeder Minute, im tödtlichen Schmerz, in diesem Duft und Glanz — Duft und Glanz des Gewesenen, Nimmerwiederkehrenden.

Wir sprachen nach den ersten Worten der Begrüßung nicht viel mehr mit einander. Die trauernde Mutter sagte noch, wie gewöhnlich: „Ich danke Ihnen, lieber Freund, daß Sie kommen!" und dann saß ich nieder auf dem gestickten Sessel vor dem Fortepiano und stützte die Stirn mit der Hand, die niedergebeugte Mutter beobachtend.

Sie war beschäftigt, die kleinen Schätze, welche ihr Kind zurückgelassen hatte nach einem kurzen Erdendasein, zu ordnen; aus diesem bittern Kelche der Erinnerung, welchen die Leidtragenden so krampfhaft fest in den Händen halten, trank sie Tag für Tag.

Briefe der Freundinnen, Geschenke fröhlicher Feste, Schmucksachen, hunderterlei Einzelheiten aus der bunten unendlichen Mannigfaltigkeit, welche die Kunst in allen ihren Verzweigungen für die bevorzugten Kinder dieser Welt schafft, hatte sie zu ordnen. Alles, was ihr in die Hand fiel, wurde von der armen Mutter wie ein lebendiges, gefühlbegabtes Ding behandelt. Sie tändelte und sprach mit ihm und erinnerte es und sich an die Stunden, wo es in dieses Haus gekommen, um der Todten Freude oder vielleicht auch wohl einen kleinen Kummer zu machen.

Da war eine zerbrochene Schäferin von Porzellan, und eine ganze lange Geschichte hing daran, und die Mutter erzählte sich, mir und der bunten vergoldeten Figur diese ganze Geschichte mit allen ihren Wendungen. Als ich dann in der Zerstreutheit über die Tasten des Klaviers neben mir griff, schoß ein Strahl von Eifersucht über das Gesicht der beklagenswerthen Erzählerin: durfte eine fremde Hand diese Klänge, die der Todten gehörten, von Neuem aufwecken?

Als sich das bleiche Gesicht wieder herabgesenkt hatte, fiel mein Blick auf die geöffneten Notenblätter.

Es war ein trauriges Lied. Hatte das der Zufall dahin gelegt, oder hatte die Todte mit ahnungsvoller Hand es aufgeschlagen? Es lautete:

Legt in die Hand das Schicksal Dir ein Glück,
Mußt Du ein and'res wieder fallen lassen;
Schmerz wie Gewinn erhältst Du Stück um Stück,
Und Tieferſehntes wirst Du bitter hassen.

Des Menschen Hand ist eine Kinderhand,
Sie greift nur zu, um achtlos zu zerstören;
Mit Trümmern überstreuet sie das Land,
Und was sie hält, wird ihr doch nie gehören.

Des Menschen Hand ist eine Kinderhand,
Sein Herz ein Kinderherz im heft'gen Trachten.
Greif' zu und halt! . . . da liegt der bunte Tand;
Und klagen müssen nun, die eben lachten.

Legt in die Hand das Schicksal Dir den Kranz,
So mußt die schönste Pracht Du selbst zerpflücken;
Zerstören wirst Du selbst des Lebens Glanz
Und weinen über den zerstreuten Stücken.

Mit diesem Liede kam mir die erste Mahnung aus langvergangener Zeit; aber ein Zweites mußte dazu kommen, ehe sich die Gedanken- und Bilderreihe entspann, welche ich diesen Papieren jetzt anvertraue.

Kaltblau war der Himmel draußen über den gegenüberliegenden Dächern; immer noch schien die

Sonne durch die hohen Fenster; aber die Eiskrystalle, die unter Mittag ein wenig abgethaut waren, schossen bereits wieder zusammen; ich hatte einen Ballkranz von künstlichen Blumen von einem Nähtischchen genommen, und die Sonne schien auch auf diesen Kranz.

Es war ein kunstreiches und zierliches Gewinde von weißen und blauen Hollunderblüthen und Blättern, und ein langes einzelnes blondes Haar hatte sich darin verflochten, als die Todte diesen Kranz nach jener Ballnacht, welcher das böse Fieber folgte, aus den Locken nahm.

Viele Arten von Kränze giebt es in der Welt, und auf mancherlei Weise strebt die Welt danach, gewinnt oder verliert sie. Ist nicht jedes Leben an und für sich der Versuch, einen Kranz zu winden? Jeder begiebt sich nach besten Kräften und Vermögen an's Werk; man hat Glück oder Unglück dabei: es kommen oft sehr schöne, oft aber auch sehr häßliche Machwerke zu Tage. Manch' ein Kranz wird zerrissen, noch ehe er vollendet ist, und manch' ein stolzer Kranz, den irgend ein Menschenkind lange auf erhobenem Haupte trug, fällt zuletzt in eine fremde Hand, die ihn hält, die ihn, Blatt für Blatt, unter-

sucht und zerpflückt, während eine winterlich-nüchterne Sonne, allem falschen, geborgten Schimmer abhold, darauf scheint.

So war es freilich nicht mit dem Gewinde, welches ich jetzt in der Hand hielt. In allem andern bestand es aus den Blüthen des Hollunders, und trotzdem, daß es nur ein künstlich angefertigtes Ding war, war es doch von so frischer Lebendigkeit, daß der Greis, auf dessen Haupte längst der Schnee des Alters sich sammelte, in immer entlegenere, in immer blauere Fernen seines Lebens entrückt wurde. Erinnerungen wachten auf, welche im Grunde wenig mit diesem Putz der jungen Abgeschiedenen zu thun hatten.

Die Hollunderblüthe war Schuld daran, daß ich im tiefen, bittern Ernst an das Gewinde dachte, welches auch um mein Leben, theilweise von meiner eigenen Hand geschlungen lag, und dessen beide Enden sich nun so bald berühren mußten.

Das Lied, welches auf dem Klavier aufgeschlagen lag, war viel mehr für mich geschrieben, als für die junge Todte, die nach kurzem und glücklichem Athmen auf dieser Erde sanft, still und schmerzlos eingeschlafen war, welche diesen Kranz von schönen Frühlings-

blüthen auf schönerem Köpfchen getragen hatte, ein liebliches Symbol ihres Lebens und Kranzwindens. —

Früh war ich in die Welt hinausgeschleudert worden, hatte als ein verwais'ter Knabe, Erbe eines nicht unbedeutenden Vermögens, in dem Hause eines finstern hypochondrischen Verwandten gelebt, und dieser, welcher in den heitersten Tag seine krankhaften Grabesgedanken hineintrug, band mich mit harten eisernen Ketten an die tägliche Arbeit, das unabläßige Studium. Mißmuthig und widerwillig saß ich in seinem verdunkelten Gemach und verbrachte unter seinen mürrisch-wachsamen Augen meine Knabenzeit — sonst die glücklichste Zeit des Lebens — elend und kläglich genug. Die wilde Lust, das tolle Jauchzen im Kreise sorgloser Genossen lernte ich nicht kennen. Ich habe niemals eine Tracht Schläge für einen unsinnigen Jungenstreich bekommen, und daß mir damit ein großer Segen entging, den alles „Traktiren" der Grammatik nicht ersetzen konnte, wird mir mehr als ein sehr gelehrter Herr bezeugen.

Es war viel lustiges und viel ernst-buntes Leben in manchem der Bücher, über denen ich meine Tage verbringen mußte; aber die heitersten, herrlichsten

Götter und Göttinnen erschienen mir nur als grieß-grämliche Quälgeister, und die Helden und Weisen schienen ihre Schlachten nur deshalb zu schlagen und ihre Weisheit nur deshalb von sich zu geben, um einen unmotivirten Groll an mir armem eingesperrten Teufel auszulassen. Sie hatten nur gelebt und gewirkt, um mich nach ein paar tausend Jahren durch schauderhafte Irrgärten voll gräßlicher Vokabeln zu schleppen und mich in dunkle Abgründe voll scharfeckiger Konstruktionen zu stürzen.

Als endlich diese siebenjährige Jammerknechtschaft aufgeschlossen wurde, brach ich natürlich los wie ein Thier von der Kette, und die uralten und doch nimmer begriffenen Konsequenzen solcher Erziehung traten ein. Ich gehörte auf der Universität zu den wildesten, meisterlosesten Gesellen, und mein Ruhm war weniger groß im würdigen Kreise meiner Professoren, als in der unwürdigen Mitte meiner Genossen. Ich floh natürlich aus dem Bereich meines Vormunds und Oheims so weit als möglich fort, und begann meine akademische Laufbahn in Wien, welches damals noch das alte lustige Wien war. Und als mir dort der Boden unter den Füßen zu heiß geworden war, und

zu viele Augen auf mein Treiben achteten, ging ich nach Prag, hochberühmt seiner medicinischen Lehrstühle wegen. —

Die Sonne umflimmerte noch immer den Ballkranz in meiner Hand, und das einzelne Haar, welches die schöne Trägerin zwischen den weißen und röthlichen Blüthen zurückgelassen hatte, glänzte wie ein Goldfaden; — ich gedachte der alten hundertthürmigen Stadt Prag und eines andern schönen Mädchens, welches aber schwarze Haare hatte, und ich gedachte anderer Hollunderblüthe.

O Prag, du tolle, du feierliche Stadt, du Stadt der Märtyrer, der Musikanten und der schönen Mädchen, o Prag, welch' ein Stück meiner freien Seele hast du mir genommen!

Sie sagen, wenn die czechische Mutter ihr Kind geboren habe, so lege sie es auf das Dach: halte es sich fest, so werde es ein Dieb, rolle es herunter, so werde es ein Musikant. Wäre dieses Wort einem deutschen Kopfe entsprungen, so würde es viel böhmisches Gebrumm darum geben, da es aber ein panslavistisches Diktum ist, so muß man es nehmen, wie es sich giebt. Und nun gab es in der alten wunder-

vollen Stadt Prag, als ich dort die Medicin studirte, solch' ein Kind, — es war freilich von einer böhmisch-jüdischen Mutter geboren — welches nicht von dem Dache gerollt war, sondern sich recht fest gehalten hatte, welches also von Rechtswegen stehlen durfte und mußte. Mein Herz nahm es mir, und doch liebte ich es nicht, und eine traurige Geschichte ward daraus.

Damals war es fast noch schwerer wie heute, den berühmten Kirchhof der Juden zu finden, wenn man fremd in der Stadt war. Man that und thut am besten, nach dem Wege zu fragen und sich führen zu lassen, und so fragte auch ich am Tage nach meiner Ankunft, nachdem ich, vom großen Ring kommend, aus der Geiststraße mich in das namenlose Gewirr von Gassen und Gäßchen verloren hatte, welches um den „guten Ort" liegt.

Da es mein Grundsatz ist, mich bei Verlegenheiten in fremder Umgebung an das angenehmste Gesicht zu wenden, so sah ich mich auch jetzt nach demselben um, gerieth aber aus einer Verlegenheit in die andere: das Volk, welches mir begegnete, war durchgängig häßlich wie die Nacht. Hätte ich mich

an die abschreckendste Physiognomie wenden wollen, so würde ich eher zu einem Resultat gelangt sein. Endlich erblickte ich aber, was ich suchte.

Es hing ein alter Frauenanzug vor einer dunkeln Hausthür, und an dem Thürpfosten lehnte träge, doch nicht unzierlich, ein fünfzehnjähriges Mädchen. Sie hielt die Arme und Hände auf dem Rücken verborgen und sah mich an. Ich sah sie wieder an, und beschloß, meine Frage vorzubringen. Ein Gesicht aus den vornehmen Ständen hatte ich freilich nicht vor mir, und ehe mir Antwort ward, kam eine kleine braune Hand hinter dem Rücken des Kindes hervor, fuhr mir geöffnet mit unverkennbarem Verlangen entgegen, und ich konnte nicht umhin — sechs Kreuzer hineinzulegen.

„Nach unserm alten Kirchhof? Nun, ich will hinbringen den Herrn."

Herab von den drei schmutzigen Stufen sprang die schmächtige Gestalt, glitt mir voran, ohne sich umzusehen, und führte mich kreuz und quer durch die abscheulichsten Winkel, Gassen und Durchgänge, wo mir von allen Seiten mehr oder weniger vortheilhafte Handelsanträge in Betreff meines schwarzen altdeutschen

Sammetrockes gemacht wurden. Ich hielt mich nicht damit auf, diese Anerbietungen abzulehnen, sondern achtete nur auf das zierliche Irrlicht, welches mich durch diese seltsamen Regionen leitete und endlich neckisch schadenfroh mich verleitete.

Wir kamen in eine enge Sackgasse, dann rechts ab zwischen zwei hohe Steinmauern, an deren Ende eine unheimliche Rundbogenthür in einen unheimlichen dunkeln Gang führte. An dieser Pforte stand meine leichtfüßige Führerin still, wies in die Finsterniß und sagte unübertrefflich treuherzig:

„Klopfen Sie dort an.“

Obgleich ich eigentlich durchaus nicht wußte, wo ich anklopfen sollte, so tappte ich doch auf gut Glück den Gang entlang, bis ich gegen eine andere schwarze, feuchte Thür stolperte. Ich klopfte und vernahm drinnen ein Aechzen, Stöhnen und dann ein Schlürfen. Dann öffnete sich die Pforte, und ich stand entsetzt vor einer unappetitlichen alten Hexe, welche mich auf czechisch ankreischte. Drei andere ähnliche Zauberschwestern krochen an Krücken langsam herzu und schnarrten mir ebenfalls Unverständliches entgegen. Höchst verblüfft sah ich mich in dem halbdunkeln,

weiten, niedern Raume um. Sechs Betten standen darin, und aus zwei derselben richteten sich zwei entsetzliche Gespenster auf und starrten mich an, wie die unglückseligen Geschöpfe, welchen Gulliver auf seinen Reisen begegnete, diese Wesen, welche mit einem schwarzen Fleck vor der Stirn geboren werden und nicht sterben können. Ich hatte die Frechheit, meine Frage nach dem Judenkirchhof zu wiederholen, obgleich mir eine Ahnung sagte, daß ich an der Nase geführt, und daß diese Frage an diesem Orte sehr unstatthaft sei. Und richtig — im nächsten Augenblicke befand ich mich wieder in dem vorhin geschilderten dunkeln Gange, froh, mit gesunden, unausgekratzten Augen davon gekommen zu sein. Drinnen erschallte ein höllisches Gezeter: der Schalk, mein Irrlicht, mein allerliebstes Judenkind hatte mich für meine sechs Kreuzer in ein Spital für sechs christliche alte Weiber geführt, statt zu dem ehrwürdigen Israeliten, welcher den Schlüssel zu dem Beth-Chaim in Verwahrsam hat.

Ein helles Gelächter erweckte mich aus meiner ärgerlichen Erstarrung; draußen in die Winkelgasse schien die Sonne, und im Sonnenschein am

Ende des dunkeln Ganges tanzte auch eine Hexe; aber diese Hexe war jung und reizend und

„'s isch ke liebliger G'schöpf, aß so ne Hexli wo jung isch."

In dem Sonnenschein tanzte sie und drehte mir eine lange Nase, und ich drohte ihr mit der Faust: „Wart, Hexe, Verführerin, kleine Prager Teufelin!"

Sie aber deutete mit dem Finger auf den Mund und rief mir spöttisch zu:

„Strc prst skrz krk!"

welche melodischen, durch Vokalreichthum sich auszeichnenden Worte im rauhen Deutsch ungefähr bedeuten: „Stecke den Finger durch den Hals." Dann verschwand der Kobold, und ich mochte nach Belieben über den tiefen Sinn dieser Worte nachsinnen, that es aber nicht, und fragte auch nach solcher üblen Erfahrung Niemand mehr um den Weg nach dem Judenkirchhof, sondern fing an ihn mit germanischer Ausdauer selbst zu suchen. Meinen eigenen Sternen vertraute ich, und sie ließen mich auch nicht im Stich, und führten mich endlich durch das schmutzigste Labyrinth, welches die menschliche Phantasie sich vorstellen kann, zu der Pforte, welche in das schauerliche,

oft beschriebene Reich des tausendjährigen Staubes führt.

Ich sah die unzähligen aneinandergeschichteten Steintafeln und die uralten Hollunder, welche ihre knorrigen Aeste drum schlingen und drüber breiten. Ich wandelte in den engen Gängen und sah die Krüge von Levi, die Hände Aarons und die Trauben Israels. Zum Zeichen meiner Achtung legte ich, wie die Andern, ein Steinchen auf das Grab des hohen Rabbi Jehuda Löw bar Bezalel. Dann saß ich nieder auf einem schwarzen Steine aus dem vierzehnten Jahrhundert, und der Schauer des Ortes kam in vollstem Maße über mich.

Seit tausend Jahren hatten sie hier die Todten des Volkes Gottes zusammengedrängt, wie sie die Lebenden eingeschlossen hatten in die engen Mauern des Ghetto. Die Sonne schien wohl und es war Frühling, und von Zeit zu Zeit bewegte ein frischer Windhauch die Hollunderzweige und Blüthen, daß sie leise über den Gräbern rauschten und die Luft mit süßem Duft füllten; aber das Athmen wurde mir doch immer schwerer, und sie nennen diesen Ort Beth-Chaim, das *Haus des Lebens*?!

Aus dem schwarzen, feuchten, modrigen Boden, der so viele arggeplagte, gemißhandelte, verachtete, angstgeschlagene Generationen lebendiger Wesen verschlungen hatte, in welchem Leben auf Leben versunken war wie in einem grundlosen, gefräßigen Sumpf, — aus diesem Boden stieg ein Hauch der Verwesung auf, erstickender, wie von einer unbeerdigten Wahlstatt; gespenstisch genug, um allen Sonnenglanz und allen Frühlingshauch und allen Blüthenduft zu nichte zu machen.

Ich habe schon erzählt, daß ich in dieser Zeit meines Lebens ein toller, wilder Geselle war; aber das Gefühl, welches mich an dieser Stelle erfaßte, enthielt die Bürgschaft dafür, daß ich noch ernst genug werden könnte.

Immer tiefer sank mir die Stirn herab, als ich plötzlich dicht neben mir — über mir ein kindlich helles Lachen hörte, welches ich schon einmal vernommen hatte. Diesesmal erschreckte es mich fast, und als ich schnell aufsah, erblickte ich ein liebliches Bild.

In dem Gezweig eines der niedern Hollunderbüsche, die, wie schon gesagt, das ganze Todtenfeld überziehen — mitten in den Blüthen, auf einem der

wunderlichen, knorrigen Aeste, welche die Pracht und Kraft des Frühlings so reich mit Grün und Blumen umwunden hatte, saß das neckische Kind, welches mir vorhin so schlecht den Weg hieher gewiesen hatte, und schelmisch lächelte es herab auf den deutschen Studenten.

Als ich aber die Hand nach dem Spuk ausstreckte, da war er blitzschnell verschwunden, und einen Augenblick später sah das lachende, bräunliche Gesicht, umgeben von schwarzem Gelock, um das Grab des hohen Rabbi, als wolle es mich von Neuem verlocken, und zwar zu einer Jagd über den alten Todtenort. Aber diesesmal ließ ich mich nicht verleiten; denn ich wußte klar, daß es mir doch nichts nutzen würde, wenn ich dem Ding nachspränge. In die Erde, in den schwarzen Boden hätte es sich verloren, oder noch wahrscheinlicher, in die Hollunderblüthen über den Gräbern wäre es verschwunden. Wie angewurzelt stand ich auf meinen Füßen und traute dem hellen Tag, der glänzenden Mittagsstunde nicht im Mindesten: wer konnte sagen, ob an dieser geisterhaften Stelle nicht andere Regeln der Geisterwelt galten, als anderwärts?

Still stand ich und hütete mich wohl, mich zu rühren, und als ich nun das Ding sah, daß sein lockendes Lachen, Blicken und Winken ihm nichts half, da fing's den Zauber auf eine andere Art an. Sein Gesichtchen wurde ernst, sein Köpfchen neigte sich, und schüchtern schlich's heran, neigte sich wiederum sittsam und stand vor mir und sagte: „Schöner Herr, verzeih', ich will nicht wieder böse sein."

Ruhig duldete es, daß ich seine Hand nahm; es wehrte sich nicht, als ich es näher zu mir heranzog, um ihm besser in's Auge sehen zu können. Es gab wundersamer Weise auch klaren und vernünftigen Bericht, als ich es fragte, woher es sei, und wie es heiße. Wenn es nicht nach Elfenart log, so gehörte dieses verwahrlos'te und doch so reizende Geschöpf keineswegs ganz der Geisterwelt an, war nicht eine Tochter Oberon's und Titania's, sondern der Sprößling sehr irdischer Eltern, welche in der Josephsstadt zu Prag mit alten Kleidern und Geräthschaften handelten. Auch die Hausnummer und den Namen erfuhr ich: Jemima hieß es, wie die Tochter Hiob's, des trefflichen Mannes aus dem Lande Uz, und Jemima bedeutet auf deutsch: Tag.

Obgleich der Vater nicht Hiob hieß, sondern Baruch Löw, so war er doch ein gutes Seitenstück zu jenem Dulder in der Zeit der Plagen. Von der Mutter Jemima Löw's will ich lieber ganz schweigen.

O über den Schmutz, den ich in dem Hause Nummer Fünfhundertdreiunddreißig in der Judenstadt sah, als ich zum ersten Mal nach dem Bekanntwerden mit der Tochter des Hauses kam und schlau meine Uhr versetzte, obgleich ich einen frischen nicht unbedeutenden Wechsel in der Tasche hatte. Und was ich roch, war fast noch schlimmer als das, was ich sah.

Aber der Zauber lag einmal auf mir, und es war ein mächtiger Zauber, und sollte ein böser Zauber werden: wie hätte er auch sonst in diesem ruhigen, reinlichen, vornehmen Hause in Berlin vierzig Jahre später von Neuem dadurch erweckt werden können, daß mir ein Kranz von Hollunderblüthe, welchen ein junges Mädchen auf dem Ball getragen hatte, in die Hand fiel? —

Von dem lustigen Wien war ich mit dem festen Vorsatz herübergekommen, dem collegio medicorum zu Prag alle Ehre zu machen, sehr fleißig zu sein, und mit Eifer das Versäumte nachzuholen. Daraus

wurde nichts. Nicht daß ich mich wieder dem vorigen wilden Treiben ergeben hätte, welches schon manchen Studenten der Medicin dahin gebracht hat, daß er kläglich die edle Heilkunst an seinem eigenen Leibe prakticiren konnte. Im Gegentheil — weder nächtliches Schwärmen und tolles Trinken, weder Melniker, Pilsener Bier und Slibowitz hatten mehr den gewohnten Reiz für mich; aber berauscht war ich nichtsdestoweniger, und unendliche Quantitäten ungarischen Tabaks konsumirte ich über meinen verworrenen Träumen. Auf meine Stube in der Nekazalkagasse, in's Collegium, an den Secirtisch, überall hin verfolgte mich die kleine Hexe aus der Judenstadt, Jemima Löw. Es war keine Möglichkeit, jetzt Pathologie, Therapeutik zu studiren, und menschliche Leichname und lebendige Hunde, Katzen, Kaninchen und Frösche zu zergliedern. So gab ich's denn auch in Prag auf und verlegte den Vorsatz, fleißig zn sein, auf eine andere spätere Zeit und auf eine andere Universität.

In meiner Stube in der Nekazalkagasse lag ich auf dem harten Sopha, eingehüllt in dichte, blaue, duftende Wolken, und stellte die tiefsinnigsten, aber auch vernünftigsten Betrachtungen an über die Wunder

der menschlichen Seele. Ein Buch darüber, wie die Leidenschaft entstehe und vergehe, hätte ich freilich darum doch nicht schreiben können. Wenn ich dann genug geraucht und geträumt hatte, so erhob ich mich, das Träumen stehenden Fußes fortzusetzen, und durchstreifte die Gassen dieser Stadt, die selbst einem Traume gleich ist.

Auf dem großen Ring hörte ich die Mädchen am Brunnen böhmisch und deutsch durcheinander schwatzen, hörte am Abend den Liedern der frommen Beter an der Mariensäule zu. Die ungarischen Grenadiere auf der Wache am Rathhause wurden von Italienern abgelös't; wie in einer Zauberlaterne wechselte das bunteste Leben. Dann schlenderte ich ein andermal auf dem Wissehrad umher, wo über versunkenen königlichen Palästen die Gänse schnattern und die Ziegen weiden, und wo ungemein zerrissene Wäsche getrocknet wird. Wieder ein andermal lehnte ich unter dem Schutze des heiligen Johannes von Nepomuk auf der berühmten Brücke und sah, ohne meiner unsterblichen, vernünftigen Seele einen Grund dafür angeben zu können, stundenlang in die Moldau hinab. Dann stieg ich nachher wohl durch die steilen

Gassen der Kleinseite die Treppe zum Hradschin herauf, und sah über die Mauerbrüstung die stolze Böhmenstadt zu meinen Füßen liegen. Manche heiße Sommerstunde verbrachte ich in der kühlen, dämmerigen Halle des Domes von Sankt Veit; aber Jemima Löw verfolgte mich bis unter den purpurnen Baldachin, der das Grab des heiligen Nepomuk überhängt. Da ist an der Wenzelskapelle der große Thürring, an welchem sich der heilige Herzog und Landespatron im Todeskampfe hielt, als er von dem verrätherischen Bruder erschlagen wurde. Wenn man diesen Ring mit Ehrfurcht küßt, so ist das nützlich und gut gegen mancherlei Uebel: ach, gegen das, was mich bedrückte, hätte solch' ein Kuß doch nicht geholfen. Ein gutes Mittel gegen Kopfweh ist's ferner, wenn man von einem alten Holzschnitzwerk neben der Thür den Staub abreibt und damit drei Kreuze auf die Stirn macht; — ich hatte auch öfters Kopfweh — echtes körperliches nicht nur geistiges — in jenen seltsamen Tagen; ach, ich konnte es nicht heilen durch solches Bekreuzigen. Die Pein legte sich nur dann ein wenig, wenn ich spornstreichs die Treppe von der Kaiserburg und dem Dom wieder herabsprang und über die Brücke, vorüber

am heiligen Nepomuk und den andern Bildern, zur Josephsstadt rannte. Erst im Schatten der alten grimmigen Mauern und Häuser des Judenviertels wurde mir die Stirn wieder freier; aber fieberkrank blieb ich darum doch.

Schon längst hatte ich Freundschaft geschlossen mit dem Pförtner des berühmten Kirchhofes, und schon längst bezahlte ich nicht mehr jedesmal, wenn ich Einlaß in das Reich des Todes verlangte, die sechs Kreuzer, welche die kaiserlich-königliche Polizei-Behörde dem Pförtner bewilligt hat aus dem Geldbeutel, der Reisekasse des neugierigen Fremden.

Recht schnell hatte ich die Zuneigung des Graubarts gewonnen, denn ich verstand es, auf seine Anschauungen von dem Werth und der Geschichte des jüdischen Volkes einzugehen, und so wandelten wir unter den Gräbern, und manche Biographie und manche Sage habe ich mir erzählen lassen — wahrlich, Vieles konnte man lernen unter diesen grauen Steinen, diesen Monumenten, welche so sehr denen gleichen, die im Thal Kedron zerstreut liegen.

Jemima Löw aber war die Verwandte des Pförtners, seine Enkelin, Urenkelin, Großnichte oder dergleichen — die langen Jahre haben mir den Verwandtschaftsgrad aus dem Gedächtniß gewischt. Sie ging oft mit uns, saß neben uns, und gab altklug, oft treffend genug, ihr Wort zu unserem Gespräch.

Es waren Tage, es waren Stunden, es waren Augenblicke, deren melancholischen Reiz ich in keiner Weise wahr genug zu schildern vermag. O über diesen uralten Todtenacker und seine Hollunder! Nun war die Luft an diesem Ort nicht mehr unathembar für mich, und keine Gespenster traten mehr in das Sonnenlicht, welches durch die Blätter schoß und über den Gräbern tanzte. Immer vertrauter wurde ich mit den grauen Steinen. Noch besser als der Alte machte mich Jemima damit bekannt. Wenn der Pförtner in seinem Lehnstuhl eingeschlafen, oder zu tief in die unergründlichen Spitzfindigkeiten des Talmuds gerathen war, so hüteten wir uns wohl, ihn aufzustören. Hand in Hand schlüpften wir in das Beth-Chaim, und waren uns selbst genug in diesen seltsamen Sommertagen, welche die Welt lange nicht so lieblich gesehen hatte.

Ja, Beth-Chaim! Wohl wurde mir dieser Kirchhof zu einem „Haus des Lebens!" Wenn mir dieses junge Mädchen die wunderlichen Hieroglyphen der hebräischen Grabtafeln deutete, so beschwor es dadurch ein Leben herauf, von welchem ich bis dahin keinen Begriff gehabt hatte. Weise, tugendhafte, fromme Männer und Frauen, edle Dulder und Dulderinnen, schöne Männer und Jünglinge erwachten aus einem Schlummer, der Jahrhunderte hindurch gewährt hatte, und ihre Schatten gewannen intensivstes Leben. Bald stand ich mit allen diesen Leuten aus einer unbekannten Welt, aus der doch noch so viele Bezüge in die Gegenwart herüberliefen, auf Du und Du, und glaubte an sie, wie an die Gestalten der Geschichte und Sage meines eigenen Volkes.

Gewöhnlich saßen wir neben der Tumba des hohen Rabbi Löw, aus dessen Geschlecht meine kleine Lehrerin abzustammen glaubte, und auf den sie sehr stolz war. Viel erzählte sie mir von dem weisen Mann: wie er mit dem Kaiser Rudolph dem Zweiten verkehrte, und ihm die Geister der Patriarchen erscheinen ließ, wie er Bescheid wußte im Talmud und in der Kabbala, wie er einen Golem, das heißt, einen

Diener aus der Geisterwelt hatte, wie er seine Frau, die schöne Perl, die Tochter Samuels gewann, wie er vierhundert Schüler hatte, und wie er sein Leben auf hundert und vierzig Jahre brachte.

Ich aber glaubte an Alles, und hing an dem Munde der Erzählerin, wie keiner der vierhundert Schüler an dem Munde des hohen Rabbi in der Schule „zu den drei Klausen."

Von Liebe sprachen wir nicht; ich liebte auch dieses Mädchen gar nicht; aber einen Namen für die Gefühle zu finden, welche mich gegen es bewegten, war und ist unmöglich. Sie wechselten wie die Launen des Mädchens selbst, wie das Wetter an einem Apriltage, wie die leichten Sommerwölkchen, die über der Stadt Prag und den Fliederbüschen von Beth-Chaim zogen. Bald hielt ich diese Jemima, die in gerader Linie von Chajim, dem ältesten Bruder des hohen Rabbi Jehuda Löw, abstammte, für ein kleines, schmutziges, boshaftes Ding, mit dem man wohl des Spaßes wegen eine Viertelstunde verschwatzen konnte; bald ich sie für eine Fee, ausgerüstet mit großer Macht, die Menschen zu quälen, und dem besten Willen, diese Macht zu mißbrauchen.

Dann war sie wieder nur ein armes, schönes, holdseliges, melancholisches Kind der Menschen, für welches man sein Herzblut hätte lassen mögen, für welches man hätte sterben mögen. Krank zum Sterben war ich damals, ein schleichendes Fieber verzehrte mich, und nur im Fiebertraum gehen solche wechselnde Gestalten und Empfindungen durch des Menschen Seele.

In jener Epoche las ich mit großem Eifer und schmerzlichem Genuß den Shakespeare, und zuletzt bildete ich mir ein, alle Frauen dieses Dichters in diesem unerzogenen Judenmädchen vereinigt zu finden, die zänkische Katharina nicht weniger als die süße Imogen, Rosalinde nicht weniger als Helena, Titania, Olivia, Sylvia, Ophelia, Jessica, Portia und wie sie alle heißen.

Jemima Löw las den Shakespeare nicht, hatte auch in ihrem Leben nichts von dem Mann gehört, und sie verstand aus meinen verworrenen Reden über diesen Punkt nur, daß ich sie mit allerlei christlichen und heidnischen Frauen vergleiche, und lächelte ungläubig, und eines Tages, um die Mitte des Herbstes, als die ersten winterlichen Ahnungen durch

die Welt gingen, als die Blätter des Flieders nicht weniger wie alle andern Blätter sich bunt färbten, — eines Tages um die Mitte des Herbstes faßte sie meine Hand, und zog mich durch einen düstern Gang nach der Mauer des Kirchhofs zu einem Grabstein, den wir bis jetzt noch nicht betrachtet hatten.

Auf diesen Stein deutete sie und sprach:

„Das bin ich!"

In hebräischer Schrift stand auf dieser Platte:

Mahalath.

Und darunter die Jahreszahl:

1780.

Wie kam es, daß ich so sehr erschrak? War es nicht Thorheit, daß ich so erstarrt, wortlos das Mädchen neben mir ansah?

Ja, es lachte nicht, es freute sich nicht eines gelungenen närrischen Einfalls. Ernst und traurig, mit gekreuzten Armen stand es da, lehnte sich über den Stein, und sagte, ohne eine Frage abzuwarten:

„Sie hieß Mahalath, und sie war Mahalath, das ist eine Tänzerin. Sie hatte ein krankes Herz wie ich, und ist die Letzte gewesen, welche auf diesem unserm Beth = Chaim eingesenkt wurde, — die Allerletzte. Nachher hat's der gute Kaiser Joseph verboten, daß sie noch Einen aus unserm Volk hier zu Grabe brächten; die Mahalath ist die Letzte gewesen. Der gute Kaiser hat auch die Mauern der Judenstadt niedergeworfen, und hat ihr seinen eigenen milden und glorreichen Namen zu seiner und unserer Ehre gegeben. Er hat dies Gefängniß zerbrochen und uns athmen lassen mit dem andern Volk; der Gott Israels segne seine Asche."

„Aber wer ist die Mahalath? Was hast Du mit der Mahalath, Jemima?" rief ich.

„Sie hatte ein krankes Herz und es zersprang."

„Sei keine Thörin, Mädchen, was weißt Du von dieser Todten, die im Jahre siebenzehnhundertachtzig begraben wurde?"

„Wir gedenken lange unserer Leute Ich kenne die Mahalath ganz genau und weiß, daß ihr Loos das meinige sein wird."

„Dummes Zeug!" rief ich; aber Jemima Löw

drückte plötzlich die Hand auf das Herz, und über ihr Gesicht zuckte es, als erdulde sie einen großen physischen Schmerz.

Ich erschrak wiederum heftig, und als sie meine Hand nahm und dieselbe auf ihre Brust legte, erschrak ich noch mehr.

„Hörst Du, wie es klopft und pocht, Hermann? Das ist die Todtenglocke, welche mir zu Grabe läutet. Du bist ein großer Doctor, und hast das nicht gemerkt?"

Dieses Letzte sagte sie mit einem so hellen Lächeln, daß die Idee dieses frühen Sterbens mir um so schrecklicher erschien. Ich faßte beide Hände des Mädchens und schrie sie zornig an: „Scherze nicht auf so tolle Weise. Alles will ich Dir hingehen lassen, nur nicht solche Worte!"

„Es ist kein Scherz," antwortete sie, „soll ich Dir die Geschichte der Mahalath erzählen?"

Nur nicken konnte ich, ergriffen von einem dumpfen, unendlich bangen Schmerzgefühl.

Jemima Löw erzählte:

„Die hier liegt, wurde Mahalath genannt, weil ihre Glieder schlank und leicht waren, und weil ihre

Füße sich wie im Tanze bewegten, wenn sie ging. Sie war auch im Schmutz und in der Dunkelheit geboren wie ich, und in noch größerem Schmutz und noch schlimmerer Finsterniß wie ich; denn unter der großmächtigen Kaiserin Maria Theresia war die Stadt der Juden zu Prag ein viel traurigerer Ort als heute, und sie gönnten uns die reine Luft nicht, und bezahlen mußten wir jährlich zweihundert-elftausend Gülden für die gnädige Erlaubniß, hier zu verkümmern in Dunst und Finsterniß. Aber die Mahalath hatte eine freiere Seele, als die stolzeste Christin in der Stadt Prag; sie wurde auch gelehrt in den Büchern, und schlug die Leute mit ihrer feinen Hand, daß sie eine Perle in unserm Volk genannt wurde, gleich der Perle des hohen Rabbi Jehuba. Sie war in der Dunkelheit geboren und sehnte sich nach dem Licht: viele große Männer aus allen Völkern sind darum gestorben, weshalb sollte darum nicht auch ein armes Mädchen sterben? Was siehst Du mich so an, Hermann? Denkst Du auch, ein Mädchen könne nur um der Liebe willen sterben? Glaub' es nicht; — die Mahalath ist nicht an der Liebe gestorben, wenngleich ihr Herz brach; und Die irren, welche meinen,

daß sie starb um den jungen Grafen, der sie mit Gewalt aus ihres Vaters Hause reißen wollte, und gegen den die hohe kaiserliche Majestät Maria Theresia nachher erkannte, daß er hat müssen in's Ausland entweichen. Die Mahalath lachte über den Thron, der nichts hatte als seinen Namen, seinen Reichthum, Sammetrock und Federhut. Sie nannten sie die Tänzerin, und sie starb, weil ihre Seele zu stolz war, um äußerlich zu zeigen, was sie duldete um ihr Volk. Der einzige Ort, wo sie die Sonne sah, war dieses Beth=Chaim, sie las die Schriften auf diesen Steinen, und lernte die Geschichten Derer, die unter den Steinen liegen, und ihre Seele tanzte über den Gräbern, bis die Todten sie herabzogen, zu sich — hinab!"

Wie das junge Mädchen an meiner Seite das kleine Wort hinab, aussprach!

„Jemima," rief ich, die Hände faltend, ohne zu wissen, was ich that, „Jemima, ich liebe Dich!"

Sie aber streckte drohend die Hand gegen mich aus, stampfte zornig mit dem kleinen Fuße auf. „Es ist nicht wahr. Der junge Herr in Grün und Gold, der mit dem weißen Federhut, liebte die Mahalath auch nicht, und wer sagt, daß sie um ihn gestorben

sei, der lügt. Einen Herzfehler hat sie gehabt, und unser todtes Volk hat sie zu sich herabgezogen. Du sagst, Du liebst mich, Hermann; aber wenn ich in dieser Stunde wie sie herniederstiege zu den Todten, Du würdest mich nicht zurückhalten mit Deiner Hand."

Wie sie mich ansah! Es war, als ob ihr schwarzes Auge die tiefsten Verborgenheiten meines Herzens hervorholte; hätte ich sie wirklich geliebt, so würde ich diesen Blick ertragen und erwiedert haben; aber sie hatte Recht, ich liebte sie nicht, ich war nur fieberkrank, und so mußte ich das Auge abwenden und niederschlagen.

Ich war nicht falsch, war kein Verräther; kein böser Gedanke war während meines Umgangs mit diesem armen Mädchen in meiner Seele wach geworden. Woher nun die schneidende Angst, diese Gewissensbisse, für die ich nirgends in meiner Erinnerung einen Grund fand? Ich fühlte eine furchtbare Verantwortung auf mir lasten, als ich scheu, fast furchtsam auf die herrliche Kreatur sah, wie sie mir drohend, mit blitzenden Augen die Hand entgegenballte und sich in Verzweiflung wehrte — gegen ihre eigene Liebe.

„O Jemima! Jemima!“ rief ich; und nun sahen wir gegenseitig in die Augen. Allmälig wurden ihre Blicke milder und milder, sie wurden voll feuchten Glanzes; die geballte Hand öffnete sich und legte sich auf meinen Arm.

„Betrübe Dich nicht, mein Freund· Du bist ja nicht Schuld daran; Du hast mir unnützen, unwissenden, schmutzigen kleinen Ding viel Freude gebracht, und ich verdanke Dir so viel — o so viel. Du kannst nichts dafür, daß ich ein so albernes Herz habe, welches über den Raum, den ihm Gott in der Brust bestimmt hat, herauswachsen will. Fühle, wie es klopft; wir haben hier eine große Doktorin in der Judenstadt; hinter der Thür hab' ich gelauscht, als sie und meine Mutter über mich gesprochen haben. Es kann nicht anders sein; ich muß an dem Herz, das zu groß wird, sterben.“

„Jemima, Jemima, ich will Dir andere, bessere Aerzte bringen, die sollen Deine Brust untersuchen und Dir sagen, daß Du Dich irrst, daß die alte Quacksalberin sich irrt!“ rief ich. „Du wirst leben — lange leben; wirst eine schöne, holde Jungfrau sein,

und fortgehen aus diesem Dunst und Moder, diesem uralten Schauder!"

„Wohin werd' ich gehen? Nein, ich werde hier bleiben, wo meine Väter begraben liegen seit des Tempels Zerstörung. Du aber, mein Freund, wirst fortgehen nach Deinem Vaterland, und wirst mich vergessen, wie man einen Traum vergißt. Ich bin ja auch nur ein Traum! Was kannst Du dafür, daß der Traum zu Ende ist, und der blasse verständige Morgen Dich weckt und Dir sagt, daß es nichts war. Gehe fort und gehe bald; es ist Dein und mein Geschick. Du wirst ein gelehrter und guter Herr sein in Deinem Vaterlande, mild und barmherzig gegen die Armen und Schwachen; bist Du doch auch mild und barmherzig gegen mich gewesen, und ich war auch arm und schwach, und viel Schmerz hättest Du mir schaffen können, viel Böses hättest Du mir bereiten können, wenn Du gewollt hättest. Jetzt sind diese Hollunder verblüht, und ich lebe; aber wenn diese alten Bäume und Büsche im nächsten Frühling ihre Blüthen einander über die Gräber entgegenreichen werden, dann werde ich so ruhig und still liegen unter meinem Stein wie Mahalath, die Tänzerin hier, die

mit der großmächtigen Kaiserin Maria Theresia in einem Jahre starb. Wie lange wirst Du wohl denken an Jemima Löw aus der Judenstadt zu Prag in der Zeit der Fliederblüthe?"

Noch einmal versuchte ich es, allerlei sehr Verständiges über diese thörichten Reden zu sagen, aber es gelang mir nicht, und wenig besser gelang mir das Zürnen darüber. Zuletzt standen wir Zwei stumm nebeneinander am Grab der Tänzerin, und wie an jenem ersten Morgen, wo ich diesen Ort betrat, erfaßte mich das Grauen mit gespenstischer Hand am hellen Tage. Es war, als rege sich der Boden wie ein Würmerhaufen, es war, als schöben überall bleiche Knochenhände die Steine zurück, und die Blätter und das Gras auseinander; ich stand wie zwischen rollenden Todtenköpfen, und all' der lebendige Moder griff grinsend nach mir und dem schönen Mädchen an meiner Seite.

Es war höchst wunderlich, daß der hagere lange Herr aus Danzig und der dicke Herr aus Hamburg, welche sich eben von dem Oheim das Beth-Chaim zeigen ließen, so gar nichts von dem Graus bemerkten. Sie gingen ganz ruhig, mit den Händen in den

Hosentaschen, und klimperten jedem verwes'ten Jahrhundert mit baarer Münze in das hohläugige grinsende Gesicht. Die Gegenwart dieser beiden Herren verscheuchte das Grauen gar nicht, wie man doch hätte meinen sollen. Im Gegentheil, sie machten es nur noch eindringlicher; denn es war doch allzu widernatürlich, daß sie gar nichts merken sollte von dem, was um sie her, und was unter ihren Füßen vorging.

Sie kamen auf uns zu, und ich hörte, wie der Hamburger Herr zu dem Danziger Herrn sagte: er halte diesen hoch- und falschberühmten Prager Judenkirchhof für nichts mehr und nichts weniger als einen verdammten Humbug und verteufelten alten Steinbruch, und noch einmal raffte ich alle Kraft zusammen, fuhr mit der Hand über die Stirn und rief:

„Nein, nein, es ist eine Tollheit! Es ist krankhafte Phantasie! Wie kann man sich von solch' dummem Ding so sehr in Schrecken jagen lassen? Wenn ich nicht krank wäre, würde ich hier eben so ruhig umherspazieren wie diese beiden Herren!"

„Wehre Dich nicht dagegen," sagte aber Jemima, und weil eben die beiden Fremden mit dem Oheim

näher kamen, trat sie von mir weg, hüpfte leicht über das Grab der Mahalath, bückte sich nieder, um unter den niedern Zweigen der Fliederbüsche durchzuschlüpfen, und aus dem Grün noch einmal zurückblickend, rief sie, nach ihrer Gewohnheit den Finger an den Mund legend:

„Gedenke der Hollunderblüthe!“

Dann war sie verschwunden, und — ich habe sie nicht wieder gesehen. Ist es nicht eine bittere Wahrheit, daß die Hand des Menschen eine Kinderhand ist, welche nichts festhalten kann? Gierig greift sie nach Allem, was in irgend einer Weise glänzt und lieblich ist, oder was ihr verboten wurde, anzugreifen. Sie zerstört das Eine mit kindischer Neugier, und verwundet sich an dem Andern, oder läßt es fallen aus Furcht.

„Wer war die Mahalath, welche unter diesem Steine liegt?“ fragte ich den Pförtner, nachdem sich die beiden norddeutschen Herren entfernt hatten.

Der Alte zuckte die Achseln:

„Ihre Nachkommen leben noch hier am Orte; 's ist ein angesehenes Geschlecht bei uns, und so spricht man nicht gerne davon. Es hat sich viel Fabelei seit

den vierzig Jahren, daß sie todt ist, über sie entsponnen. Sie hatte eine Liebschaft mit einem jungen Herrn von der Kleinseite, vom Maltheserplatz; wir aber sind ein Volk, das was gibt auf seine Ehre; wir sind ein genaues Volk und können sehr grausam sein. So hat das arme Geschöpf sein Leben mit Kummer beschlossen, — 's ist eine traurige Geschichte."

Als der Alte auch mir die Pforte des Beth-Chaim öffnete, hatte er Grund, mir kopfschüttelnd nachzublicken. Gleich einem Trunkenen irrte ich an diesem Tage umher und versuchte es vergeblich, meine Schuld und Unschuld gegen einander abzuwägen. Vergeblich versuchte ich alles Mögliche, die Last von meiner Seele abzuwälzen, oder sie wenigstens leichter zu machen, indem ich mir die Worte dieses jungen Mädchens als nichtsbedeutende Grillen und Phantasieen eines thörichten Kindskopfes darstellte. Endlich schwankte ich heim in die Nekazalkagasse, holte meine Bücher und mangelhaften, liederlichen Collegienhefte hervor und fing an, mit zitterndem gierigen Eifer alles Das, was darin über das Herz des Menschen, das körperliche Herz, seine Funktionen, seine

Gesundheit und Krankheit geschrieben war, zu lesen. Ich habe nachher selbst ein Buch darüber geschrieben, welches von der Wissenschaft für sehr brauchbar erklärt wird, und welches manche Auflagen erlebt hat; — ach, wenn nur die Wissenschaft wüßte, was mich dieser Ruf als Autorität in Herzkrankheiten gekostet hat! Es gehen nicht blos Dichterwerke aus großem Schmerz und Unmuth hervor.

Sehr schwül war es an diesem Tage, weiße schwere Wolken wälzten sich über die Dächer herauf und zogen sich zu drohenden, bleigrauen Massen zusammen, und trotzdem, daß die Luft kaum zu athmen war, trieb's mich doch wieder herab von meiner Stube in die heißen Gassen. Als eben der erste Donner dumpf rollend die Fenster der Stadt erklirren machte, zog ich abermals die klappernde Glocke des Pförtnerhauses am Judenkirchhof.

Statt des langbärtigen, ehrwürdigen Greisenkopfes erschien in der Thüröffnung das verrunzelte gelbe Gesicht der alten Dienerin des Pförtners.

„Wo ist Euer Herr? Ich muß ihn sprechen, — auf der Stelle!“

„Gott Israels, wie Ihr ausseht, junger Herr! Mein, was ist Euch begegnet? Was wollt Ihr schon wieder? Was bannt Euch an diesen Ort?"

Ich antwortete ihr nicht, sondern drängte mich an der Schwätzerin vorüber. Durch die dunkeln, — jetzt während des Gewitters so schrecklich, furchtbar dunkeln Gänge des Friedhofes eilte ich, und am Grabe des hohen Rabbi Löw fand ich den Alten, unbekümmert um den immer stärker losbrechenden Sturm.

Wer diesen Ort nicht in solcher Stunde gesehen hat, der kennt nichts von ihm. Es gibt keinen andern Gottesacker in der ganzen Welt, wo man, wenn der Himmel schwarz wird „wie ein härener Sack", wenn der Blitz zuckt und der Donner kracht, mit solchem Zittern das Haupt beugt und den Anfang des jüngsten Gerichts erwartet. O, wie sich diese alten Fliederbüsche winden und sich gegen den Sturm stemmen. Wie lebendige Wesen ächzen und stöhnen sie in großer Noth. Sie rauschen nicht wie andere Bäume und Sträuche im Regen; und mit einem unheimlichen Gegurgel schlürft der Boden die Wasserströme, die von den an- und übereinander gethürmten Grabsteinen

herniederrieseln; — es ist wirklich wie „eine Verwüstung vom Allmächtigen".

Wir suchten einen Winkel, wo wir etwas vor der Wuth des Sturmes geschützt waren, und fanden ihn nur an der Mauer in der Ecke, wo Mahalath, die Tänzerin, begraben lag. Dort sprach ich zu dem Alten und verschwieg ihm nichts. Ich erzählte ihm mein Bekanntwerden mit Jemima vom ersten Anfang an; so klar und deutlich, als mir nur möglich war, legte ich ihm unsern Verkehr dar. Ich hätte ihm Rechenschaft über jede Stunde und Minute geben mögen.

Er hieß mich aussprechen, ohne mich zu unterbrechen; als ich endlich athemlos zu Ende gekommen war, strich er mit der knochigen harten Hand über die Haare und die Stirn und sagte:

„Mein Sohn, Dein Herz ist gut, und es freut mich sowohl um Deiner selbst willen, als der Jemima wegen, daß Du zu mir gesprochen hast, wie Du thatest. Es ist ein edel Ding um ein Gewissen, das sich leicht regt, und welches nicht erst durch Posaunenstöße geweckt zu werden braucht. Ich danke Dir, daß Du

zu mir gekommen bist, Dein Herz auszuschütten; Du brauchst auch nicht sorgen, daß ich Dich mit zornigen Worten kränken werde; — wer unter diesen Steinen wandelt, wer die Luft dieses Ortes athmet, der gewinnt ein mildes Auge für das Thun und Lassen seiner Mitmenschen. Du hättest mir viel Schlimmeres berichten können, und immer hätte es hier Gräber gegeben, unter denen noch Furchtbareres verscharrt liegt, oder an die sich dergleichen knüpft. Gott segne Dich, daß Du nicht zu den Schlechten gehörst, die nach angerichtetem Elend noch spotten und lachen und groß Rühmens davon erheben. Leichtsinnig und und unbedacht bist Du gewesen — was gestern noch ein Spiel war, kann heute blutigster Ernst sein; der Funke ist zur Flamme geworden, ehe wir's denken, und wir schlagen um uns in großer Noth und Angst, können's aber nicht mehr löschen. Arme kleine Jemima! Immer ist sie ein wunderlich Geschöpf gewesen — es war nicht gut, daß ich es duldete, daß sie diesen meinen alten schauerlichen Garten zu ihrem Spielplatz machte. Was hatte ich greiser Narr nöthig, sie so manchen Sommertag hindurch hier an meiner Seite

festzuhalten und ihr die Geschichten dieser Steine zu erzählen, wie man andern Kindern Märchen von Feen und Zwergen erzählt? Ihr Herz sei krank, sagte sie? Wehe mir, wer ist Schuld daran, daß dem so ist? ... Aber es kann ja nicht sein, sie ist ja noch ein halbes Kind, und wir können noch gutmachen, was wir gesündigt haben. Wehe, was gingen sie die Todten an! Weil ich nur in diesen Mauern leben konnte, hab' ich ihr junges Dasein mit hineingeschlossen, und so ist sie wohl vor dem Schmutz draußen in der Gasse bewahrt geblieben, aber sie hat die Sonne und die Frühlingsblüthe nur hier gesehen — die Sonne der Todten — die Fliederblüthe der Gräber! — Aber sie soll nicht mehr den Fuß hieher setzen; sie soll das Leben sehen wie Andere, — sie wird nicht sterben; — nicht wahr, sie wird nicht sterben, durch unsere — meine Schuld?"

Ich vermochte nicht zu antworten; wieder zuckte ein rother Blitz über unsern Häuptern, und wieder krachte der Donner schmetternd nach.

„Auch Ihr, Herr, sollt diesen Ort nicht wieder betreten!" fuhr der Alte fort. „Auch für Euch paßt

er nicht! auch Ihr seid zu jung, um hier Athem zu holen. Fort mit Euch, und Fluch Euch, wenn Ihr morgen noch in Prag gefundet werdet!“

„Ihr wollt mich von ihr trennen? Jetzt wollt Ihr mich von ihr trennen?„ schrie ich. „O das ist nicht gut, das heilt sie nicht. Auch Ihr, Greis, wißt nichts von den Lebendigen. Um Gotteswillen, trennt mich nicht von der Armen — es kann nicht gut werden, wenn Ihr mich jetzt forttreibt.“

„Es ist keine Wahl für uns übrig geblieben,“ sagte der Alte wieder milder. „Ihr seid nicht weniger ein krankes Kind, wie das Mädchen. Heil ist nur in der Trennung für den Einen wie für die Andere.“

Ich hatte nicht eine Waffe gegen diesen grausamen alten Mann. Er drohte, er bat, und ich — wich ihm zuletzt, obgleich ich wußte, daß es nicht gut war, und so habe ich die arme Jemima aus der Judenstadt zu Prag getödtet, und deshalb ist mir die Hollunderblüthe, welche alle andern Menschen so sehr erfreut, immerdar die Blume des Todes und des Gerichtes.

Ich floh, aber ich entfloh mir nicht. Ich stopfte

mir die Ohren zu, um die klagende Stimme nicht zu hören, welche mich zurückrief. Ich hörte sie aber doch, bei Tag und bei Nacht.

Ich habe den folgenden Winter in Berlin studirt, und, was auf den ersten Blick unwahrscheinlich scheinen sollte, — wirklich studirt. Ich glaube auch nicht, daß eine andere Wissenschaft, als die der Gebrechen und Krankheiten des Menschen, jetzt für mich möglich gewesen wäre. Dieses Studium aber mußte mir jetzt zusagen, und mit schmerzhaftem Behagen überließ ich mich ihm und fand verhältnißmäßig Ruhe darin. Später sagte man mir, es sei ein böser, kalter Winter gewesen: ich habe nichts von Schnee und Sturm, nichts vom Frost gespürt. Erst mit dem neuen Frühlinge erwachte ich aus diesem unglücklichen Zustande; aber es war kein gesundes Erwachen, sondern ein Auffahren unter der Berührung einer kalten Gespensterhand.

Als ich mich schreckhaft emporgerichtet hatte, sah ich, daß Niemand da war!

Es war am neunten Mai 1820, an einem Sonntage; ich saß in einem Vergnügungsgarten vor dem Schönhauser Thor, ohne daß ich recht wußte, wie ich

dahin gerathen sei. Um mich her herrschte viel Jubel der Feiertagsgäste. Kinder spielten, Alte schwatzten, Liebespaare verkehrten durch Blicke oder Flüsterworte; ich saß allein an meinem Tische, sah traumhaft in mein Glas und mich fröstelte. Welche Lust hatte mir früher solch' buntes Treiben um mich her gewährt, und wie wenig kümmerte ich mich jetzt darum.

In diesem Augenblick kam mir die Gewißheit, daß der Winter vorübergegangen, und daß es Frühling geworden sei, wie eine Offenbarung.

Nicht weit von meinem halbversteckten Platz fing ein Mädchen an hell, herzlich und lange zu lachen; — ich aber war auf dem alten Kirchhof der Juden zu Prag, die Sonne schien durch die Hollunderbüsche, hinter dem Grabmal des hohen Rabbi Jehuda Löw bar Bezalel lachte lieblich Jemima, und gleich mußte sich das schöne Gesicht und Bild über die moosige Tumba erheben. Als ich aufsah, war die Phantasie natürlich verflogen; ich fragte den Kellner nach dem Datum, und wiederholte es verwundert, nachdem ich es erfahren hatte.

Empor richtete ich mich und sah mich um. Die

Bäume waren grün, oder standen in voller Blüthenpracht; die Luft war warm, der Himmel war klar; — es war Frühling geworden, ohne daß ich es gemerkt hatte. Vielen Menschen ist es schon so gegangen, und viele Dichter haben klagend davon gesungen; die große Angst, welche Einen überfällt, wenn man in dieser Weise erwacht, ist ein gutes, dankbares Thema für ein Gedicht. Dieses unbemerkte Weggleiten des Lebens gehört mit zu den bittersten Dingen, über welche der arme Mensch dann und wann nachzudenken hat.

Auch die Hollunder blühten — über mir, um mich her. Eben durchschimmerte es die Knospenhülsen weiß und röthlich, es ging ein Säuseln durch die glänzenden grünen Blätter, die Blumentrauben leise, ganz leise bewegend. Am folgenden Tage war ich auf der Reise nach Prag, nachdem ich in der Nacht hart und vergeblich gegen den Geist gekämpft hatte, welcher mich dahin rief. —

Ich reiste Tag und Nacht durch; aber da es damals noch keine Dampfwagen gab, die uns heutzutage so über alle Beschreibung langsam dahin zu kriechen scheinen, so kam ich erst am Nachmittag des fünf-

zehnten Mai in der Stadt, die ich so sehr fürchtete, an, und schon in der Ferne verkündete mir der feierliche Klang aller Kirchenglocken das Getümmel, in welches ich gerathen würde. Am folgenden Tage war das große Fest des hohen Landesheiligen, das Fest des heiligen Johannes von Nepomuk, und ganze Dörfer zogen mit Kreuzen, Fahnen, Weihkesseln und Heiligenbildern, uralte Lieder zum Preise des armen Beichtvaters der Königin Johanna singend, auf dem nämlichen Wege wie ich zur Stadt. Die alte graue Stadt selbst war fast nicht wieder zu erkennen; alle Häuser waren bis an die Giebel mit Grün, Blumengewinden und Teppichen geschmückt; überall sah man Vorbereitungen zur festlichen Erleuchtung, die Gassen und Plätze waren fast nicht zu passiren, und wie ein vom Strudel ergriffener Schwimmer mußte man in dem Gewühl des Volkes kämpfen, um nicht die Richtung zu verlieren.

Mit vieler Mühe erhielt ich endlich noch ein Unterkommen in der goldenen Gans auf dem Roßmarkt, den man jetzt Wenzelsplatz nennt.

Das Gemach, welches mir in dem „Hostinec"

angewiesen wurde, zeichnete sich nicht durch Räumlichkeit aus, und durch eine schöne Aussicht noch weniger Aus dem einzigen Fenster desselben sah man in einen langen Hof, der von hohen Gebäuden und Gallerien umgeben war. Ein tolles Gewirr von Lastwagen und Stellwagen hatte sich daselbst zusammengedrängt, und doch fand sich immer noch Platz für neuanlangende Fuhrwerke der letzteren Art, und immer neues Volk in den wunderlichsten buntesten Kostümen stieg herab. Fuhrknechte und Stallknechte fluchten Himmel und Erde zusammen auf böhmisch und auf deutsch. Weiber und Kinder kreischten und heulten in allen Tonarten; Landvolk, Kleinbürgerthum und Kriegerstand bemühten sich, den Damen das Absteigen zu erleichtern, oder, unter Umständen, auch wohl zu erschweren. Gerade mir gegenüber hatte ein Schneider den letzten Stich an einer Feiertagshose, auf welche der Kunde mit Schmerzen wartete, gethan, und blies nun auf einem Waldhorn den eigenen Festtagsjubel zum Fenster hinaus. Dazu fingen wiederum die Glocken in der ganzen Stadt an zu läuten, und betäubter als je lehnte ich am Fenster.

Eben wollte ich es schließen, da nicht die allerreinsten Düfte zu mir emporstiegen, als mein Auge auf eine Gestalt fiel, deren Anblick mir sogleich die volle Besinnung zurückgab.

In einem Kreise lachenden deutschen und böhmischen Volkes stand ein Handelsjude mit einem Bündel der grellfarbigsten Tücher und Bänder, welche er den von den Wagen niedersteigenden Frauen und Jungfrauen mit großem Geschrei zum Kauf anbot. Ich erkannte den Mann auf der Stelle, es war Baruch Löw, der Vater Jemima's, und barhäuptig stand ich eine Minute später vor ihm und hielt seinen Arm mit eiserner Faust.

„Sie lebt? Sie lebt? Sie ist nicht gestorben? Ihr habt sie nicht begraben wie Mahalath?"

„Gerechter!" rief der Hausirer, erschreckt über den wilden Anfall. „Was soll? . . ."

Er erkannte mich und dachte natürlich nur an die Uhr, welche ich ihm einst in's Haus getragen und nicht zurückgefordert hatte. Mit verlegenem Lächeln sah er mir in's Gesicht.

„Soll mich Gott leben lassen hundert Jahre,

's ist der schöne hochgelehrte Herr Student; — welch' 'ne grausame Freud'! Nu, weshalb soll sie nicht leben — sie läuft auf die Minut', — aber, aber der Herr wird entschuld'gen, ich hab' sie nicht mehr; — womit kann ich dem Herrn dienen?"

Ich zog den Mann fort vom Hofe der goldenen Gans hinaus auf den Roßmarkt. Dort wiederholte ich meine Frage, indem ich den Namen seiner Tochter nannte, und jetzt veränderte sich sein Gesicht so sehr, und er starrte mich so stier, steinern und schmerzensvoll an, daß ich seine Antwort nicht abzuwarten brauchte. Eine Prozession, welche eben über den Markt zog, trieb uns von einander, und willenlos ließ ich mich von der Menschheit schieben, treiben und tragen.

In der Judenstadt aber war es todtenstill, o so schauerlich still! Wieder einmal zog ich die Glocke des Beth-Chaim, und wieder einmal öffnete sich die Klappe in der Pforte, das runzelvolle, fast hundertjährige Gesicht des Hüters des Hauses des Lebens erschien in der Oeffnung, und in demselben Augenblicke wurde der Riegel zurückgeschoben.

„Da seid Ihr!" sagte der Greis, sein Haupt neigend. Ich wußte wohl, daß ich Euch noch einmal sehen würde. Kommt!"

Er schritt nun voran, und ich folgte ihm in die schattigen Gänge, und in das Schweigen des Todes versank der tausendstimmige Festlärm der großen Stadt Prag. In vollster Blüthe prangten die Fliederbüsche über den Gräbern, aber kein Vogel sang in ihnen.

„Ihr wißt schon, daß sie doch fortgegangen ist?" fragte der Greis.

Ich nickte, und Jener fuhr fort und sprach fast mit den Worten des Sängerkönigs aus seinem Volke:

„Ich bin unter den Todten verlassen, — meine Freude ist ferne von mir gethan. Die lieblichste Blume ist gepflückt, und die lieblichste Stimme ist verhallt, wie wir sie nicht mehr hören!"

Sanft nahm er meine Hand: „Weine nicht, mein Sohn; man kann immer nur dasselbe alte Wort sagen: die Thränen bringen sie uns nicht wieder. Vielleicht hätte ich Dich damals nicht forttreiben sollen; aber wer konnte damals sagen, welches das Rechte sei?

Vor acht Tagen ist sie begraben; wir haben die größten Doktoren an ihrem Lager gehabt, aber sie konnten ihr nicht helfen. Sie hatte Recht, ihr Herz war zu groß; macht Euch nicht zu viel Sorgen um Eure Schuld an ihrem Tode. Ihr waret damals so krank wie sie. Alle die gelehrten Herren meinten, sie habe nicht länger leben können. Euer, mein Sohn, hat sie nur mit Freude und leisen, lieblichen Worten gedacht; Ihr seid ein Sonnenstrahl in ihrem armen, kurzen, dunkeln Leben gewesen, durch Euch hat sie den blauen Himmel und die Welt der Lebendigen, die ich ihr so grausam-unwissend verschlossen hatte, kennen gelernt. Ihr habt ihr viel Freude und Glück gebracht, und sie ist mit tausend Segenswünschen für Euch auf den Lippen eingeschlafen. Ach, es war ein großes, schönes, trauriges Wunder, wie ihr Wesen und all' ihr Denken so anders geworden war. Der Gott aller Völker weiß die beste Art, wie er seine Kinder aus jeder Dunkelheit, aus allen Kerkermauern in das Licht und die Freiheit führen kann. Sie ist so schön gestorben, o so schön! Ich konnte sie nur hierher bannen, und so hat sie der Gott des Lebens mir ge-

nommen, um sie in das wahre „Haus des Lebens' zu führen! — sein Name sei gepriesen."

Was ich dem Alten auf diese Worte antwortete, weiß ich nicht mehr. „Gedenke der Hollunderblüthe!" hatte sie gesagt, und wie ich derselben mein ganzes Dasein hindurch gedenken muß, habe ich schon verkündet. Ihr Grab befand sich nicht auf dem alten Kirchhof in der Judenstadt; der gute Kaiser Joseph hatte ja verboten, daß noch Jemand daselbst beerdigt werde. Die Mahalath war die Letzte gewesen, welche man dort eingesenkt hatte. — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Lange Zeit habe ich gebraucht, um die Erinnerungen niederzuschreiben, welche mich durchzogen, während ich den Kranz von Hollunderblüthen, den eine andere Todte getragen hatte, in der Hand hielt. Jetzt nahm ihn mir die trauernde Mutter leise fort und legte ihn wieder in die hübsche Schachtel, aus welcher sie ihn hervorgezogen hatte.

Sie legte mir die Hand auf die Schulter:

„Lieber Medizinalrath, wie danke ich Ihnen, daß Sie so vielen Antheil an meinem Schmerz nehmen."

Ich sah auf und konnte nicht antworten. Das Feuer im Ofen war erloschen, das Gemach war kalt geworden; die Sonne war hinter die Dächer gesunken, der Glanz des Wintertags war vergangen. Schwer unbeschreiblich schwer fühlte ich das Alter auf mir lasten.

Als ein trauriger, aber nicht schlechterer Mann schritt ich wieder an der ewig jungen, sinnenden Muse vorüber, und verließ dieses stille, kalte, todte Haus.

Raabe, Wilhelm,

Ferne Stimmen Erzählungen

Berlin 1865

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10701058-7